P. Germ. 1914 typ Bodenstadt

Erzählungen und Romane

von

Friedrich Bodenstedt.

Wohlfeile Ausgabe.

14. u. **15.** Lieferung.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 75 Pf. = 7½ Sgr.

360 F

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erzählungen und Romane

von

Friedrich Bodenstedt.

Fünfter Band:

Das Herrenhaus im Eschenwalde.

Drei Bände.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Das

Herrenhaus im Eschenwalde.

Ein Roman

von

Friedrich Bodenstedt.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHENSIS

Erstes Kapitel.

Gewalt, die Du auf Unrecht Unrecht pfropfest,
Was hilft Dir's, daß Du hier und dort zwei lose Mäuler stopfest,
Wenn tausend Herzen Dich dafür nur desto inn'ger hassen!

Reinmar von Zweter.

Und als es wieder heimwärts ihn getrieben,
Stand leer sein Haus, todt waren seine Lieben.

Altes Lied.

Es war noch zur Zeit der vormärzlichen Blüthe des Bundestages, in der zweiten Hälfte der charakterlosen vierziger Jahre, die so wenig von den großen Hoffnungen erfüllten, welche das in Geduld schwer geprüfte Volk an die Thronbesteigung eines mächtigen, geistvollen und vielversprechenden Herrschers geknüpft hatte, als an einem wendischen Sommertage ein schmuckloser Einspänner durch die öden, engen, langgewundenen Straßen einer kleinen mitteldeutschen Stadt rollte mit jener gemüthlichen Langsamkeit, die für alles

deutsche Thun und Treiben in der guten alten Zeit sprichwörtlich geworden war.

Zuweilen bog sich der im verdeckten Wagen sitzende Reisende einen Augenblick vor und spähete zu einem und dem andern der Häuser hinauf, an welchen sein Fuhrwerk auf unebenem Pflaster vorüberrumpelte, aber er drückte sich immer bald wieder wie enttäuscht zurück: es war als ob er an den Fenstern ein bekanntes Gesicht zu sehen erwartet hätte, das er nicht gefunden. Die Fenster waren wegen des feuchtkalten Wetters fast alle geschlossen, und es war nichts daran zu sehen als ein hier und da zwischen Blumentöpfen hervorlugender Mädchenkopf, der die Neugier des Reisenden wenig zu reizen schien. Er sah ernst und bekümmert aus, nicht wie einer, der zum Vergnügen reist. Doch hatte der Ausdruck seines Schmerzes nichts Finsteres, Abstoßendes: sein Gesicht war wie ein umwölkter Himmel mit durchschimmernder Sonne; man merkte es ihm auf den ersten Blick an, daß schon viel Stürme über ihn hingegangen, aber auch, daß er im Stande sei noch mehr zu ertragen, und daß ihn das eigene Leid nicht theilnahmlos gegen fremdes Leid gemacht hatte.

„Seltsam, nicht e i n e bekannte Seele!" mur=

melte er vor sich hin, die Vorübergehenden mü=sternd. Als aber der Wagen in die nächste Straße einlenkte, wurde es lebhafter um ihn her, und mehr als ein bekanntes Gesicht tauchte vor ihm auf, das auch ihn zu erkennen schien. Einer unwillkürlichen Regung folgend, wollte er an=halten lassen und aussteigen, doch mit plötzlicher Sinnesänderung legte er sich wieder zurück in den Wagen und sagte: „Nein, erst den Todten meinen Gruß und dann den Lebenden!"

Er hatte noch eine geraume Strecke zu fahren, bis er sein fast am äußersten Ende der Stadt ge=legenes Absteigequartier erreichte, doch kam ihm der Weg durchaus nicht lang vor, da gleichsam jeder Stein, über den die Räder hinknarrten, Erinnerungen in ihm wachrief, die seinen Geist beschäftigten und sein Herz bewegten.

Endlich hielt der Einspänner vor dem Gast=hause „zum Löwen" still, einem stattlichen Eckgebäude welches, am großen Schloßplatze gelegen, nach beiden Seiten hin eine weite und freundliche Aus=sicht eröffnete. Der Reisende stieg aus, fertigte den Kutscher in einer Weise ab, die diesen höchlich zu befriedigen schien, nach dem Tone seines „Danke auch schön" zu schließen, und ließ sich dann von dem herzueilenden Kellner ein Zimmer zum Ueber=

nachten anweisen. Er wurde durch einen geräumigen Hausflur geführt, dann linksab eine breite, bequeme Treppe hinauf, die, nachdem zwölf Stufen erstiegen waren, wieder links abbog und in einen weiten Korridor führte, der mit verwitterten Oelbildern behangen war, wie man sie wohl in alten Klöstern oder Schlössern findet. Der Kellner öffnete ein Zimmer, dessen Größe und solide Einrichtung ebenfalls mit den gewöhnlichen Hôtelzimmern nichts gemein hatte und mehr für den längeren Aufenthalt einer Familie, als zum Uebernachten für einen flüchtig Durchreisenden berechnet zu sein schien. Die rothen, pausbackigen Engel in der Mitte der Decke, die nichts als ihren Kronleuchter verloren hatte, paßten ganz gut zu den schwerfälligen aber behäbigen Rococomöbeln, unter welchen besonders das breite, krummbeinige Sopha hinter dem großen Tische, ein mächtiger Schrank gegenüber, und ein wahres Prachtstück von alter Kommode in die Augen fielen. Die silbergrauen Tapeten blendeten nicht gerade durch Neuheit, sondern hatten unter dem Hauche der Zeit und des Ofens schon sehr nachgedunkelt, aber die Oelbilder an den Wänden — ein Fruchtstück, ein Blumenstück, eine Landschaft und ein paar Porträts aus dem vorigen Jahr-

hundert — stachen in ihren verschnörkelten Goldrahmen um so besser davon ab und, Alles in Allem genommen, machte das Zimmer einen überaus wohnlichen Eindruck. Das schien auch unser Reisende zu empfinden, denn bis dahin hatte er, obgleich weither kommend, kaum einen prüfenden Blick auf die Einrichtung der Zimmer geworfen, die man ihm angewiesen und die sich meist ähnlich sahen wie ein moderner Frack dem andern, während er sich diesmal nicht erwehren konnte, eine genauere Musterung seiner Umgebung zu halten, die so befriedigend ausfiel, daß er einen unwillkürlichen Drang verspürte seinen Koffer auszupacken, was ihm auf der ganzen Reise nie eingefallen war zu thun. Aber die blanke, krummbeinige, kokett ausgeschweifte Kommode streckte ihm ihre glänzenden Griffe so einladend entgegen, daß er nicht umhin konnte, daran zu fassen; die Schubladen öffneten sich wie von selbst und, ehe er sich's versah, lag seine Wäsche schon zierlich geordnet darin, wonach denn auch den Kleidern ihr Platz in dem stattlichen Schranke angewiesen, und der Koffer ganz bei Seite geschoben wurde. Durch dieses Ordnen seiner Sachen kam auch eine gewisse Ordnung in seine Gedanken, die sich während seiner Herfahrt fieberhaft überstürzt hatten,

von zu schmerzlichen Erinnerungen und Erwartungen aufgestürmt. Die wohlverwahrten Bücher, Mappen und allerlei kleine Andenken, die er mit sich führte, hatte er im sorgfältig wieder verschlossenen Koffer liegen lassen, gleich als ob er sich fürchtete, daran zu rühren, denn er bedurfte der Sammlung und Ruhe zu dem schweren Gange, den er jetzt anzutreten im Begriff stand. Auf der Treppe begegnete ihm der Kellner mit dem großen Fremdenbuche und fragte, ob er zu Tisch kommen werde.

„Ich werde zu Tisch wieder hier sein und mich dann einschreiben," erwiederte er und eilte, ohne rechts oder links zu sehen, zum Hause hinaus über den Schloßplatz weg in die sich daran schließende hohe Kastanienallee, die zum Thore führte, hinter welchem ein breiter, sanft ansteigender Seitenweg zum Kirchhof abbog, der sich ziemlich weit am Fuße eines mäßigen Hügels ausdehnte. Nur nach der Stadtseite zu war er durch eine den Erhebungen und Senkungen des Bodens folgende Mauer von den umliegenden Gärten und Aeckern abgegrenzt, während weiter hinauf Büsche und Bäume seine Umfriedigung bildeten. Der links am Eingange liegende ältere Theil des Kirchhofes enthielt eine Menge Baumgruppen,

welche ehrwürdige Familiendenkmäler umschatteten. Die Erinnerung an die dort Ruhenden schien schon verwittert und verwachsen zu sein, denn man bemerkte keine Zeichen fortblühenden Gedächtnisses, wie auf der anderen, erweiterten Seite des Friedhofs, wo sich alle Gräber aus neuerer Zeit zu befinden schienen, nach den sorgsam gepflegten Blumen und frischen Kränzen zu schließen, welche viele davon schmückten. Dorthin wandte unser einsame Wanderer jetzt seine Schritte und las die Inschriften der Leichensteine, an welchen der Weg ihn vorüberführte. Er fand manchen bekannten Namen darunter, aber nicht den, welchen er suchte. Erinnerungen, die ihn sonst tief bewegt haben würden, traten jetzt wie leichte Schatten zurück hinter das Eine, das seine Seele ganz ausfüllte. Während er so zwischen den Gräbern spähend umherwandelte, durchbrach plötzlich die Mittagssonne kräftig das aschgraue Gewölk, welches sie bis dahin verhüllt hatte, und warf ihren vollen Glanz auf drei, augenscheinlich zusammengehörige, etwas erhöht liegende Gräber, welche eben so vielen Blumenbeeten glichen. Ihre Zusammengehörigkeit sprach sich nicht nur durch eine Einhägung von jungen Rosensträuchern aus, welche liebevolle Hände darum hergepflanzt hatten

und welche eben in voller, prächtiger Blüthe standen, sondern auch durch drei ganz gleiche weiße Marmortafeln, deren goldene Inschriften die Sonnenstrahlen so blendend zurückwarfen, daß sie im Augenblick kaum leserlich waren. Jede der drei Marmortafeln war mit einem frischen Kranze behangen. Eiligen Schrittes ging unser Wanderer auf die drei Gräber zu und mit einem Blicke, in dem unverhoffte Freude mit altem Schmerze zu ringen schien, erkannte er, daß er gefunden was er suchte.

„Gesegnet seien die Hände, die diese Blumen gepflanzt haben!“ rief er aus, warf sich, von seinen Gefühlen überwältigt, nieder vor dem mittleren Grabe und küßte die heilige Erde, die seinen Vater umschloß, desgleichen küßte er das Grab zur Rechten, worin seine Mutter ruhete, und das zur Linken, welches die erst kürzlich verstorbene Schwester seines Vaters barg, seine treue Pflegerin und Erzieherin, die ihm eine zweite Mutter gewesen nach dem allzu frühen Tode der ersten.

Wieder aufgerichtet, sah er mit unwillkürlich gefalteten Händen gedankenvoll auf die drei Gräber hin, die Alles in sich faßten, was er Liebstes auf Erden besessen. Als seine Mutter starb, war er noch zu jung, um ganz ermessen zu

können, was er in ihr verloren; die unverheirathet gebliebene Schwester seines Vaters suchte sie ihm zu ersetzen. Unter der Leitung dieser beiden trefflichen Menschen wuchs der lebhafte, reichbegabte Knabe in glücklichster Entwicklung des Geistes und Körpers heran, bezog schon mit siebzehn Jahren die Universität und Alle, die ihn näher kannten, prophezeiten ihm eine glänzende Laufbahn. Er schloß sich einer studentischen Verbindung an, wie sein Vater weiland auch gethan, und spielte vermöge seines offenen, vertrauenerweckenden Charakters und seines überlegenen Geistes bald eine hervorragende Rolle unter seinen Commilitonen. So verlebte er, mit einer rüstigen Gesundheit gesegnet, die er durch fleißige Leibesübungen zu erhalten und zu befestigen suchte, ein paar glückliche Jahre in unverkümmerter Freudigkeit und war eben im Begriff zur Vollendung seiner Studien die Universität seines engeren Vaterlandes zu beziehen, als er auf einer Erholungsreise nach dem Rhein, die er während der Herbstferien unternommen hatte, unversehens festgenommen und unter dem Vorwande hochverrätherischer politischer Umtriebe angeklagt worden zu sein, nach Berlin in die Hausvogtei transportirt wurde. Bei dieser Zwangsreise, auf welcher man ihn

wie einen Verbrecher behandelte, fühlte er zum ersten Mal den Ernst des Lebens mit rauher Hand in sein Schicksal eingreifen, doch im Vollbewußtsein seiner Unschuld war er fest überzeugt, daß die ganze Geschichte auf einem Irrthum oder einer Namensverwechselung beruhen müsse, und er zweifelte nicht, daß es ihm bald gelingen werde, den Irrthum aufzuklären und sich wieder in Freiheit gesetzt zu sehen. Er sollte aber bald die traurige Erfahrung machen, daß es dem Untersuchungsrichter gar nicht darum zu thun war, Betheuerungen und Beweise seiner Unschuld zu hören, oder überhaupt die Wahrheit von ihm zu erfahren, sondern vielmehr ihn durch spitzfindige Kreuz- und Querfragen zu verwirren, durch grundlose Beschuldigungen zu reizen und kein Mittel unversucht zu lassen, um scheinbare Widersprüche in seine Aussagen zu bringen. Die Schuld des Angeklagten wurde von vornherein als sich von selbst verstehend angenommen und jeder Versuch, die Anklage zu entkräften, als eine heillose Auflehnung gegen alle menschliche und göttliche Ordnung zurückgewiesen. Man wollte keine Vertheidigung und Rechtfertigung hören, sondern Geständnisse von Verbrechen zu Protokoll nehmen, an welche der Angeklagte nie gedacht hatte. Der

ruhige Ernst, den er Anfangs im Verhör behauptete, wurde als Verstocktheit gedeutet; die Ausbrüche des Unwillens, zu welchen sein lebhaftes Temperament ihn später hin und wieder trieb, wenn man ihm gar zu arg mitspielte, galten als Uebertäubungen seines bösen Gewissens; die schmerzliche Resignation in welche er endlich verfiel, als eine neunmonatliche Untersuchungshaft ihn mürbe und krank gemacht hatte, wurde als ein stummes Eingeständniß seiner Schuld genommen.

Die Anklage gründete sich auf die Aussagen eines für Demagogenriecherei gut besoldeten Denuncianten, der unter der biedermännischen Maske eines alten Burschenschafters schon manches vertrauensvolle junge Gemüth zu täuschen verstanden hatte. Er spielte den deutschen Patrioten, schimpfte auf die heilige Allianz, durch deren freiheitsfeindliche Bestrebungen Deutschland nach seinem glorreichen Aufschwunge in die schmachvollste Erniedrigung zurückgefallen sei, sprach von den Hoffnungen, die das zersplitterte Vaterland auf seine in hohen Zielen einige Jugend baue, und suchte so das Vertrauen der jungen Leute zu gewinnen, um es verrätherisch zu mißbrauchen. Aber nur ausnahmsweise geschah es, daß er sich seine Opfer unter Denen erkor, die ihm am leichtesten

und lautesten zustimmten; es war, als ob er so billige Erfolge verschmähete, oder die lautesten Schreier für am wenigsten gefährlich hielt. Sein Augenmerk war vornehmlich auf tiefer angelegte Naturen gerichtet, und es mußte sich bei ihm ein gewisser persönlicher Haß in die Sache mischen, der nur da erregt wurde, wo man ihm mit Mißtrauen entgegen trat, wie es lautere Charaktere unwillkürlich gegen unlautere empfinden. Er ruhete dann nicht eher, als bis es ihm gelungen war, durch Züge erheuchelter Hingebung und Gutmüthigkeit das Mißtrauen zu überwinden, was ihm bei seiner großen Menschenkenntniß meist gelang und dann immer zum Unheil des Betreffenden. So geschah es auch in unserm Falle, wo in dem auserlesenen Opfer nichts Staatsgefährliches zu finden war, als eine gute deutsche Gesinnung, wie sie in ihrer Bewährung heutzutage allgemein als Tugend gepriesen wird, dazumal aber als verbrecherisch verfolgt und bestraft wurde.

Man legte dem hochverrätherischer Bestrebungen Angeklagten, um ihn seiner angeblichen Schuld zu überführen, eine Anzahl kleiner, vom reinsten Patriotismus beseelter, aber eben deswegen verpönter Schriften vor, mit der Frage: ob er dieselben als sein Eigenthum anerkenne, und fer-

ner: ob er mit dem Inhalte derselben einverstanden sei?

Den ersten Theil der Frage bejahte er in unbedingter, den zweiten in bedingter Weise. Er hatte die Schriften — von denen sich einige auf das Wartburgfest von 1817, andere auf das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland bezogen — schon als Knabe unter den Augen seines Vaters gelesen und sie später mit auf die Universität genommen, sowohl als Richtschnur für sein Burschenleben, wie als werthe Andenken an die Verfasser, die er im väterlichen Hause persönlich kennen gelernt und von welchen einer — der treffliche Fries von Jena — zu den nächsten Freunden seines Vaters gehörte...

Das kurze Ende des langen Prozesses war, daß der Angeklagte zum Tode verurtheilt, aber zu zwanzigjähriger Festungsstrafe begnadigt wurde. Durch die Amnestie, welche dem Hinscheiden Friedrich Wilhelm's des Dritten folgte, kam er nebst seinen Unglücksgefährten wieder auf freien Fuß, allein ohne recht zu wissen, was mit seiner Freiheit anzufangen. Die langjährige, schwere Kerkerhaft hatte seine Jugendkraft gebrochen, seine Gesundheit untergraben, alle schönsten Hoffnungen zerstört. Selbst das Wiedersehen mit seinem gelieb-

ten Vater, der gleich nach seiner Befreiung zu ihm geeilt war, vermochte seinen geknickten Lebensmuth nicht aufzurichten. Er fühlte sich krank an Geist und Körper. Die Aerzte erklärten seinen Zustand für höchst bedenklich und riethen ihm vor Allem die sofortige Uebersiedelung in ein wärmeres Klima an, da der schon vor der Thüre stehende Winter sehr streng zu werden drohete. Der tiefgebeugte Vater begleitete seinen Sohn in das südliche Frankreich, wo er ihn der Obhüt eines zuverlässigen Arztes anvertraute und so lange bei ihm blieb, bis seine Amtsgeschäfte ihn nach Deutschland zurückriefen. Er sollte ihn nicht wiedersehen. Das Schicksal schleuderte den jungen Mann nach seiner langsamen Genesung weit in der Welt umher, im Kampfe um's Dasein, und so mächtig ihn sein Herz oft nach der Heimat zog, blieb er doch seinem Vorsatze treu, nicht eher zurückzukehren, als bis es ihm gelungen sein werde, festen Fuß in einer neuen Laufbahn zu fassen, um seinen Vater aller Sorge um seine Zukunft zu entheben. Nun stand er am Grabe seines Vaters, von dessen Tode er — damals auf einer Reise im Innern Afrika's begriffen — erst nach einem halben Jahre Kunde erhalten hatte, die ihm zugleich die weitere Trauerbotschaft brachte,

daß auch die theure Pflegemutter, die dem früh verwittweten Bruder in guten wie in schlimmen Tagen treu zur Seite gestanden, ihm bald in's Grab gefolgt sei. Seit ihm diese doppelt schmerzliche Kunde geworden, war schon wieder eine geraume Zeit vergangen, für ihn eine Zeit der tiefsten Trauer, die ihn oft wünschen ließ, den dahingeschiedenen Lieben bald im Tode vereint zu werden. Aber jetzt war es ihm doch ein freudiger Trost, ihr Andenken so liebevoll in Ehren gehalten, ihre Gräber von fremder Hand noch so frisch mit Blumen geschmückt zu sehen. Von fremder Hand, denn der einzige noch lebende Blutsverwandte, sein Oheim, der Bruder der Verstorbenen, der ihm die Trauernachricht mitgetheilt hatte und zu welchem er nun zunächst seine Schritte lenken wollte, wohnte fast eine Tagereise entfernt.

Auf dem Grabsteine des Vaters las der Sohn:

„Hier ruht in Gott Professor Wilhelm Walter, Ritter des Eisernen Kreuzes, geb. 3. Novbr. 1788, gest. 15. August 1846.

„Sein ganzes Leben war eine würdige Vorbereitung auf den Tod. Sein Andenken lebt gesegnet fort im Herzen seiner Freunde und dankbaren Schüler."

Ueber der Inschrift war ein Lorbeerkranz, unter

derselben ein paar gesenkte Fackeln, mit nach oben strebender Glut.

„Du hast nicht umsonst gelebt, theurer Vater!“ sprach der Sohn entblößten Hauptes — „Du setztest Dein Leben ein, im Kampf für die Befreiung des Vaterlandes, und warst im Frieden eine Zierde des Standes, der den deutschen Namen am meisten geachtet gemacht hat unter anderen Völkern. Dieses Denkmal, von fremder Hand errichtet, ehrt Dich mehr, als wenn Deine nächsten Angehörigen es Dir gesetzt hätten. Möge Dein Segen in mir wirken, daß meinem Leben auch noch ein würdiger Inhalt werde!“

Er hörte hinter sich Schritte und sah sich um: es war der Todtengräber, der vorüberging, um sich nach eben beendetem Mittagsessen wieder an sein melancholisches Geschäft zu machen.

Er näherte sich mit freundlichem Gruße dem alten Manne, der ihn zu erkennen oder zu errathen schien und ihm dienstfertig entgegenkam.

„Grüß Gott, Herr Kuhlemann,“ sagte er, dem Todtengräber die Hand reichend, dessen Name ihm noch vom Begräbniß der Mutter her frisch im Gedächtniß war, „was hat sich Alles begeben, seit wir uns nicht mehr gesehen!“

„Mehr für Sie, als für mich, Herr Wal-

ter" — erwiederte theilnahmsvoll der Todtengräber — „denn mein Leben ist ein einförmiges und das kleine Licht würde schon lange nicht mehr brennen, wenn mir alles Traurige, das ich mit ansehen muß, so zu Herzen ginge, wie der Tod Ihres seligen Herrn Vaters und seiner braven Schwester, die ihm die Augen zugedrückt hat. Doch bei dem großen Leichenbegängniß — die Soldaten schossen dreimal über sein Grab und die ganze Stadt war auf den Beinen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen — bei dem großen Leichenbegängniß dachte ich mir, es muß doch schön sein zu sterben, wenn man im Grabe so geehrt wird; wie schade, dachte ich mir, daß der junge Herr das nicht Alles mit ansehen kann! Es müßte ihm bei aller Trauer eine wahre Herzenserquickung sein!"

„Es ist mir jetzt noch eine wahre Herzenserquickung, davon zu hören und dies zu sehen" — sagte Walter, bewegt auf die Gräber zeigend. „Könnt Ihr mir nicht sagen, wem ich für diese schönen Marmortafeln und die Blumen und Kränze zu Dank verpflichtet bin?"

„Ich weiß nur so viel," entgegnete der Todtengräber, „daß bald nach dem Hinscheiden Ihres seligen Herrn Vaters in der Stadt eine Samm-

lung veranstaltet wurde, um ihm ein Denkmal zu setzen: dasselbe, das Sie hier sehen. Es stand Anfangs allein da. Aber nach einiger Zeit kam ein alter freundlicher Herr mit Ihrem Oheim, dem Herrn Pfarrer von Wodenhausen, hieher, besah sich das Grab und band mir auf die Seele, es gut zu pflegen. Ich hörte auch, wie er zu Ihrem Oheim sagte: ‚Wie schade, daß ich davon erst so spät erfahren! Aber den beiden anderen Gräbern gebührt auch ein Denkmal, und wir müssen gleich dafür sorgen.‘ Einen Monat später wurden die beiden anderen Gedächtnißtafeln hier aufgerichtet, genau nach dem Muster der ersten.“

„Wißt Ihr nicht, wie der alte Herr hieß?“ fragte Walter.

„Nein, ich weiß es nicht, aber von Ihrem Oheim, dem Herrn Pfarrer, können Sie es sicher erfahren. Sie werden ihn ja doch wohl aufsuchen.“

„Gewiß, gleich von hier aus. Wer hat denn die Gräber so schön mit Blumen geschmückt?“

„Dabei sind viele Hände thätig gewesen, aber am eifrigsten haben sich die Frau Oberbürgermeisterin und Frau Wellkamp immer der Sache angenommen, die jede Woche wenigstens

einmal hieher kommen. Uebrigens läßt auch Ihr Oheim, der Herr Pfarrer von Wodenhausen, die Gräber nicht in Vergessenheit gerathen. Er war öfters hier mit einem wunderschönen und noch ganz jungen Fräulein, und sie brachten jedesmal frische Kränze mit."

„Hat er eine so schöne Tochter?"

„Das Fräulein kann nicht seine Tochter sein, denn sie nannte ihn Herr Pfarrer."

„Und wie nannte er sie?"

„Lenore. Soviel ich gehört habe, wird sie in seinem Hause erzogen und ist schon als kleines Kind aus der Fremde zu ihm gekommen. Sie hat auch ein ganz fremdartiges Aussehen und man merkt auf den ersten Blick, daß sie keine Deutsche ist."

„Seltsam!" murmelte Heinrich Walter vor sich hin, während ein paar Arbeitsleute mit Hacke und Spaten auf den Todtengräber zukamen und ihn etwas fragten, worauf dieser sich von Walter verabschiedete um den Leuten ihre Arbeit anzuweisen.

Heinrich Walter dankte ihm für seine Mittheilungen, versprach bald wiederzukommen, drückte ihm ein Goldstück in die Hand, das der alte Mann erst nicht annehmen wollte, aber end-

lich doch behielt, und kehrte dann nach dem Gasthofe zurück, leichteren Herzens, als er ihn verlassen hatte. Er fühlte sogar, was ihm seit Langem nicht vorgekommen, einen sehr gesunden Appetit, und beflügelte seine Schritte, als er, nach der Uhr sehend, bemerkte, daß die bei Herrn Wellkamp übliche Tischzeit schon halb vorüber sei. Er war bei feuchtkaltem Wetter um vier Uhr Morgens aufgebrochen, ohne die ganze Zeit über etwas Anderes genossen zu haben als eine Tasse schlechten Kaffee, und die Natur verlangte ihre Rechte.

Zweites Kapitel.

Man merkt, wie gegen Gott der Glaube sei bestellt,
Nur daraus, wie man Glaub' und Treu dem Nächsten hält.
Friedrich von Logau.

Herr Arnold Wellkamp, der Besitzer des Gasthofs „zum Löwen", war kein Wirth gewöhnlichen Schlags. Er hatte als Officier die Freiheitskriege mitgemacht und sich später nur aus dem Dienst zurückgezogen, weil er, blos seiner bürgerlichen Abkunft wegen, zu wiederholten Malen im Avancement übergangen wurde und nicht gesonnen war, unter jüngeren Vorgesetzten zu dienen, die sich weder in allgemeiner Bildung, noch in militärischer Tüchtigkeit und Erfahrung mit ihm messen konnten. Er bereiste dann mit seiner schönen Frau, der Tochter eines namhaften Arztes, ein paar Jahre lang Italien, Frankreich und England, brachte allerlei werthvolle Sachen und

Seltenheiten mit heim und trat nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters, als dessen einziger Sohn, die Erbschaft des alten Gasthofs „zum Löwen", nebst des dazu gehörigen ausgedehnten Ackerbesitzes an, nicht sowohl aus besonderer Liebhaberei, als weil er es für seine Pflicht hielt, das wohleingerichtete und weithin angesehene Haus in demselben Geiste fortzuführen, in welchem es gegründet worden war. Auch wirkte dabei ein gewisser bürgerlicher Stolz mit, der einem wohlberechtigten Selbstgefühl des bewährten Mannes entsprang. Der Umstand, daß er aus einem Gasthause stammte, war, nach den damals noch herrschenden Vorurtheilen, seiner Beförderung zu höheren Graden in der militärischen Carrière hinderlich gewesen: um so mehr fühlte er sich getrieben, das bürgerliche Gewerbe fortzuführen, dem seine Familie ihren Wohlstand verdankte. Vergebens suchten ihn seine Freunde davon abzubringen, indem sie auf die vielen Unannehmlichkeiten und Reibungen hinwiesen, denen jeder Wirth ausgesetzt sei, und ihm vorstellten, daß er weit besser thun würde, den Gasthof zu verpachten, oder zu verkaufen und sich seines Wohlstandes in voller Unabhängigkeit zu erfreuen: der einmal gefaßte Plan wurde ausgeführt, denn er that

nichts ohne reifliche Ueberlegung, ließ aber auch nichts ungethan, was zu .thun er einmal beschlossen hatte. Er war ein Charakter und wußte seinem ganzen Hauswesen ein charaktervolles Gepräge zu geben. Ueberall herrschte die musterhafteste Ordnung; Nichts erinnerte an den Firniß und das lärmende Treiben der modernen Hôtels mit den aufdringlichen, freundlich grinsenden Kellnern, welche mehr die Uebervortheilung als die Bequemlichkeit der Gäste im Auge haben und sich für ein gutes Trinkgeld mit Vergnügen schlecht behandeln lassen. Wer im Gasthofe „zum Löwen" einmal übernachtet hatte, behielt davon eine angenehme Erinnerung und kehrte gern dort wieder ein, denn ohne übertheuert zu werden, fand jeder, selbst der verwöhnte Gast ein anheimelndes Unterkommen, gute Küche, reinen Wein und zuverlässige Bedienung. Alte Bekannte durften auch die sehr gewählte und reichhaltige Bibliothek des Hauses benutzen und sich an den Kunstsammlungen erfreuen welche das Steckenpferd des Herrn Wellkamp bildeten und viel Werthvolles enthielten.

Herr Wellkamp gehörte zu den seltenen Persönlichkeiten in deren Erscheinung der innere Mensch vollständig zum Ausdruck kommt. Sein

intelligentes Gesicht verrieth eben so viel Wohlwollen wie Energie; hoch und breitschulterig von Wuchs, erinnerte er in seiner Haltung noch oft an den ehemaligen Militär; wer ihn sah, fühlte sofort, daß er einem ganzen Manne gegenüber stehe, dem so leicht Niemand wagen würde zu nahe zu treten. Im gewöhnlichen Verkehr war er von gemessener Höflichkeit und ziemlich wortkarg; unter seinen Freunden galt er für einen sehr unterhaltenden Gesellschafter. Zu diesen Freunden hatte vor Allen der Professor Walter gehört und die Anregung, dem Verstorbenen ein Denkmal zu setzen, sowie der reichste Beitrag dazu war von Herrn Wellkamp ausgegangen.

Es war ihm nun keine geringe Freude, in dem verspätet vom Friedhofe heimkehrenden Gaste den Sohn seines alten treuen Freundes wiederzuerkennen. Er ließ gleich noch einmal im Zimmer seiner Frau, die sich nicht minder freute, Heinrich Walter wiederzusehen, für ihn anrichten und wußte ihm so tröstlich von den letzten Tagen des Vaters zu erzählen, daß es den Sohn unendlich wohlthuend berührte.

„Ich habe diesen Tag," sagte er, „mit fieberhafter Ungeduld herbeigesehnt und ihn doch zugleich gefürchtet, als den schmerzlichsten meines

Lebens. Aber schon auf dem Friedhofe fühlte sich mein Herz wundersam erleichtert beim Anblick der Denkmale und des Blumenschmucks der Gräber meiner Lieben. Ich erfuhr zufällig, welchen gro=ßen Theil Sie daran haben ...“

„Schweigen wir davon, mein Theurer!“ un=terbrach ihn Herr Wellkamp, „das sind ja Dinge, die sich von selbst verstehen. Wer seine Freunde im Tode nicht ehrt, ist ihrer im Leben nicht werth gewesen. Ihr Vater hat einen schönen Tod ge=habt und Sie werden noch ein schönes Leben ha=ben. Ich hatte kaum erwartet, Sie nach der schweren Krankheit, welche Ihrer unglücklichen Kerkerhaft folgte, so rüstig und kräftig wieder=zusehen.“

„Sie haben ganz das dunkle Auge und lockige Haar Ihrer Mutter,“ sagte Frau Wellkamp, ihn mit wohlgefälligem Blick betrachtend.

„Und den schlanken Wuchs Ihres Vaters, und so sind Sie uns eine liebe, lebendige Erin=nerung an Beide,“ fügte Herr Wellkamp, ihm herzlich die Hand schüttelnd, hinzu: „stoßen wir an auf ihr Andenken!“

„Aber vergessen wir auch meiner Freundin, Ihrer lieben Pflegemutter und Tante, nicht: sie hat sich durch ihre aufopfernde Hingebung an

Ihren Vater den Himmel verdient," sagte Frau Wellkamp. „Ich würde untröstlich über Ihren Verlust sein," fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß Walter's Stirn sich wieder umwölkte, „wenn ich nicht wüßte, daß sie gern gestorben ist. Die Hoffnung, Sie wiederzusehen, hatte sie längst aufgegeben, und wenn sie auch mit großer Zärtlichkeit an ihrem Pflegekinde, der schönen Lenore, hing, so wußte sie doch, daß sie auch diese bald verlieren müsse und überhaupt ohne ihren Bruder der Verwaisten keine rechte Stütze mehr sein könne."

„Mein Vater hat mir nie von einer Pflegetochter Lenore geschrieben; der Name ist mir heute schon einmal in die Ohren geklungen, aber in Verbindung mit meinem Oheim. Was hat das für eine Bewandtniß mit dem Kinde?" fragte Heinrich Walter mit gespannter Neugier. „Oder ist es indiskret danach zu fragen?" fügte er hinzu, als er bemerkte, daß das Ehepaar, statt ihm gleich Auskunft zu geben, unwillkürlich Blicke wechselte, wie um sich erst über die Antwort zu verständigen.

„Durchaus nicht," entgegnete Herr Wellkamp, „aber ich weiß selbst zu wenig, um Ihre Frage befriedigend beantworten zu können. Wahrscheinlich kann Ihnen Ihr Oheim bessere Auskunft

geben. Es ist eine geheimnißvolle Geschichte und es war von jeher mein Grundsatz, mich nicht in Geheimnisse zu drängen, die mich nichts angingen. Doch im vorliegenden Falle spannen sich die Fäden des Geheimnisses bis in mein Haus hinein und fanden von hier aus weitere Anknüpfungen in den Häusern Ihres Vaters und Oheims, so daß ich ohne vordringliche Neugier in Manches eingeweiht wurde, woraus ich Ihnen gegenüber kein Geheimniß zu machen brauche. Vor längerer Zeit — es mag jetzt elf oder zwölf Jahr her sein — kam eines Abends, im Spätsommer, mit Extrapost eine fremde Dame hier an, welche sich in das Fremdenbuch als Contessa Certaldo einschrieb und in ihrer Begleitung ein allerliebstes, etwa fünfjähriges Mädchen, nebst Kammerfrau und Bedienten hatte. Sie selbst war noch jung, eine hohe, imposante Erscheinung mit wundervollem Haar und überhaupt von seltener Schönheit. Sie sprach das Deutsche so rein und geläufig, als ob sie hier zu Lande geboren wäre, aber ihre italienische Dienerschaft verstand kein Wort deutsch und das kleine Mädchen, das ich — nach der Aehnlichkeit der großen, dunkeln, aber etwas verschleierten Augen zu schließen — für ihre Tochter hielt, auch nicht. Gleich nach ihrer Ankunft er-

kundigte sie sich, ob Ihr seliger Vater noch hier in der Stadt lebe, und schrieb nach bejahender Antwort ein italienisch adressirtes Billet an ihn, worauf er sie sofort besuchte, sie als eine alte Bekannte begrüßte und wohl zwei Stunden bei ihr blieb. Nachher kam er noch zu uns herunter und vertraute mir und meiner Frau an, daß die fremde Dame, die er bei seinem letzten Aufenthalte in Rom kennen gelernt, ihn beschworen habe, das junge Mädchen, welches die verwaiste Tochter einer verstorbenen Freundin sei, ihr aber so lieb wie ein eigenes Kind, weshalb sie es auch adoptirt habe, so lange zu sich in's Haus zu nehmen, bis er ein anderes passendes Unterkommen für sie gefunden, wenn er sich nicht entschließen könne, sie ganz bei sich zu behalten, bis ihre Erziehung vollendet sei. Die Gräfin müsse eine längere Reise nach dem Orient antreten, wohin sie das Kind nicht gut mitnehmen könne; in Italien habe sie es nicht zurücklassen mögen, weil es dort den aufdringlichen katholischen Einflüssen nicht zu entziehen sei und ihr besonders daran liege, ihm eine deutsch-evangelische Erziehung geben zu lassen. Deshalb habe sie sich an den Herrn Professor Walter, als einen zuverlässigen Bekannten, gewendet, in dem festen

Vertrauen, daß er sich des kleinen Engels annehmen werde.

„Er hatte in seiner Gutmüthigkeit versprochen, falls seine Schwester damit einverstanden sei, das Kind so lange bei sich zu behalten, bis er es bei anderen zuverlässigen Leuten unterbringen könne, da es sich in seinem Hause, ohne alle Gespielen, schwerlich auf die Dauer wohl fühlen werde und ihm bei seinen Berufsarbeiten die Zeit mangle, sich viel mit der Kleinen zu beschäftigen. Damit war die Gräfin einverstanden, machte ihm am nächsten Morgen einen Besuch, um seine Schwester kennen zu lernen, und ließ ihm, da diese von der allerdings reizenden Lenore ganz entzückt war, das Kind gleich zurück mit den nöthigen Mitteln für dessen Unterhalt auf ein paar Jahre und dem Versprechen, nach Beendigung ihrer Reise wiederzukommen, um sich nach dem Gedeihen ihres kleinen Lieblings zu erkundigen. Sie verließ dann die Stadt ohne weiteren Aufenthalt und Ihr Vater gewann die kleine Lenore so lieb, daß es ihm schwer wurde, sich wieder von ihr zu trennen, und er sie weit länger bei sich behielt, als seine ursprüngliche Absicht gewesen war. Auch Lenore schloß sich ihm schnell mit rührender Zärtlichkeit an, da sie mit ihm italienisch plaudern konnte und

bald herausfühlte, wie gut er es mit ihr meinte. Aber in Folge allerlei seltsamer Gerüchte, die in der kleinen, klatschhaften Stadt über die räthselhafte Herkunft der dunkeläugigen Lenore auftauchten, hielt er es für gut, sie auf längere Zeit ganz aus Aug' und Mund der Leute zu bringen, und war glücklich, daß sein Bruder, der Pfarrer in Wodenhausen, sich bereit finden ließ, sie in seiner Familie aufzunehmen, wo sie zugleich in den Töchtern des Hauses ein paar Gespielinnen fand, die ihr im Alter nicht allzu weit voraus waren. Sie wurde auch dort bald der Liebling Aller, eignete sich die deutsche Sprache sehr rasch an, und machte überhaupt bei ihrer glücklichen Begabung so rasche Fortschritte, daß sie an dem Unterrichte ihrer Gespielinnen theilnehmen konnte.

„Ihr guter Vater und seine Schwester fühlten eine große Lücke im Hause seit das muntere Mädchen fort war und machten sich ein paarmal auf den Weg nach Wodenhausen, um sie zu sehen, wo sie denn große Freude an ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung hatten. Nach anderthalb Jahren glaubte Ihr Vater es wagen zu dürfen, sie einmal wieder auf einige Wochen zu sich zu nehmen, ohne befürchten zu müssen, das alte Stadtgeklatsch neu zu erregen, und in der That

schienen die bösen Zungen sich beruhigt zu haben. Lenore, der inzwischen die deutsche Sprache ganz geläufig geworden war, machte Bekanntschaft mit anderen jungen Mädchen in Ihrem Vater befreundeten Familien, kam auch öfter zu uns in's Haus und wußte sich bald in der ganzen Stadt allein zurechtzufinden. Da geschah es eines Tags, daß ihr auf der Straße der hiesige katholische Priester mit dem Allerheiligsten begegnete, im Begriff, einem Sterbenden die Tröstungen seiner Kirche zu bringen.

„Unwillkürlich beugte Lenore die Kniee vor dem Allerheiligsten und machte andächtig das Zeichen des Kreuzes. Der Priester blieb bei dem ohnehin durch eigenthümliche Schönheit auffallenden Kinde stehen, fragte nach seinem Namen, redete es dann italienisch an und reichte ihm die Hand, die Lenore ehrerbietig küßte. Er setzte dann seinen Weg mit den Abschiedsworten fort: ‚Wir werden uns wiedersehen.‘

„Der Vorfall beschäftigte die Neugier der Vorübergehenden in nicht geringem Grade und bald war die ganze Stadt voll davon, denn die bei katholischen Völkern landesübliche Weise des Ausdrucks der Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten und seinem Träger mußte in dieser protestantischen

Stadt, wo die Katholiken in verschwindender Minderheit leben, in doppelter Hinsicht Aufsehen erregen: einmal der Sache selbst wegen, und dann der auffallenden Persönlichkeit wegen, welche die Sache betraf. Jedem Unbefangenen mußte einleuchten, daß sich hier in Lenoren katholische Bräuche unwillkürlich in einer Weise offenbarten, welche die Annahme rechtfertigte, daß ihr dieselben früh eingeprägt und gleichsam zur zweiten Natur geworden waren.

„Der Priester säumte nicht bei Ihrem Vater anzufragen, wie es komme, daß ein katholisches Kind von einem protestantischen Geistlichen erzogen und so von dem Heile der alleinseligmachenden Kirche ferngehalten werde. Ihr Vater berief sich auf seine von der Gräfin erhaltene Vollmacht. Der Priester verlangte den Taufschein Lenorens zu sehen. Dieser war nicht gleich beizubringen. Die Gräfin hatte, als Ihr Vater darnach gefragt, versprochen, ihn zu schicken, aber inzwischen nichts wieder von sich hören lassen. So entwickelte sich ein langer, hartnäckiger Streit, der sogar in den Zeitungen viel Staub aufwirbelte und sowohl Ihrem Vater wie Ihrem Oheim viel Unannehmlichkeiten verursachte. Die Kirche wollte das nach ihrer Ansicht verrathene Kind

aus den Händen der Ketzer befreien und in ihren alleinseligmachenden Schooß zurückführen, Ihr Oheim bestand darauf, es im evangelischen Glauben zu erziehen. Die Kirche gab selbst dann ihre Ansprüche nicht auf, als die Gräfin nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, in aller Form wiederholt erklärte, daß Lenore im evangelischen Glauben erzogen werden solle, und auch den Taufschein glücklich herbeischaffte. Einmal — es mögen jetzt drei Jahre her sein — hat man sogar einen gewaltsamen Entführungsversuch mit ihr gemacht, der nur durch die Dazwischenkunft eines ihr bekannten Försters aus der Umgegend vereitelt wurde, den Lenore um Hülfe anrief, worauf die Entführer sofort die Flucht ergriffen. Sie behauptete, einen der Männer, einen feingekleideten Herrn, schon in früherer Kindheit häufig gesehen zu haben, konnte sich aber seines Namens nicht mehr erinnern. Nach der Schilderung, die sie von ihm machte, glich er auffallend einem Herrn, der kurz vorher hier übernachtet und spät am Abend den katholischen Geistlichen aufgesucht hatte. Ihr seliger Vater glaubte nach der Beschreibung einen vornehmen Russen in ihm zu erkennen, der in Rom in nahen Beziehungen zu der Gräfin Certaldo gestanden. Vor ein paar Tagen war er

wieder hier, aber nicht bei mir abgestiegen; ich begegnete ihm auf der Straße und erkannte ihn auf den ersten Blick, während er an mir vorüberging als ob er mich nie gesehen hätte. Ich hielt es für gut, meinen Schwager, den Oberbürgermeister, von meiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen und auch an Ihren Oheim einen Warnungsbrief zu schreiben, Lenore nicht aus den Augen zu lassen."

„Wie sieht dieser Russe aus?" fragte Heinrich, der Herrn Wellkamp mit immer wachsender Spannung zugehört hatte.

„Er sieht aus wie ein vornehmer Gauner; das ist wenigstens der Eindruck, den er auf mich gemacht hat," erwiederte Herr Wellkamp. „Er kann einem nicht gerade in's Gesicht sehen, seine grauen Augen haben etwas auffallend Unstätes und scheinen immer nach allen Seiten umherzuspähen; um seine verlebten Wangen spielt oft ein krampfhaftes Zucken, im Uebrigen zeigt sein Gesicht nichts Charakteristisches, als ein stark vorspringendes Kinn und einen ziemlich großen, wohlgeformten Mund. Im Essen und Sprechen nimmt er's mit Dreien auf. Dabei ist er schlank und fein von Wuchs und bewegt sich, trotz seiner fünfziger Jahre, mit jugendlicher Lebendigkeit."

„Kennen Sie seinen Namen?“

„Er hat sich in's Fremdenbuch eingeschrieben als Fürst Wussin aus Petersburg. Unter diesem Namen hat ihn auch Ihr seliger Vater in Rom kennen gelernt, durch den Grafen Karlsburg, der hier in der Gegend wohnt.“

„Ich habe in meiner ersten Jugend den Namen des Grafen oft nennen hören, von meinem seligen Vater, der große Stücke auf ihn zu halten schien und öfter bei ihm zu Gast war.“

„Ganz richtig. Er traf ihn dann in Rom wieder, wo er viel mit ihm zusammen war. Später hat er ihm seine große, aber lange in Verfall gerathene Bibliothek geordnet und manche Woche bei ihm in dem alten Herrenhause im Eschenwalde zugebracht, wo es immer hoch hergehen und besonders während des Sommers an munterer Gesellschaft nie fehlen soll.“

„Sie kennen ihn doch auch?“

„Wer sollte ihn nicht kennen hier zu Lande, den alten freundlichen Herrn mit dem jugendlich frischen Gesichte unter schneeweißem Haar, der es verstanden hat, seinen Landsitz zu einem wahren Musenheim zu machen, wo sich Alles beisammen findet, was irgend dienen kann, das Leben zu verschönern und seine Sorgen zu mindern. Von

Niemand im ganzen Lande wird so viel gesprochen wie vom Grafen Karlsburg und von dem poetischen Treiben in seinem gastfreien Hause, das auf das Lebendigste an die Musenhöfe der alten Landgrafen von Thüringen und der Grafen von Henneberg erinnern soll. Man erzählt sich davon die wundersamsten Geschichten, wobei wohl manche Uebertreibung mit unterlaufen mag. Aber so viel steht fest, daß er das größte und zugleich liebenswürdigste Original im Lande ist, ein Mann, der nur von etlichen vorurtheilsvollen Standesgenossen mit scheelen Augen angesehen ward, obgleich sie ihm nichts Schlimmeres nachsagen können, als daß er des Guten zu viel thue, mit seinem Vermögen nicht haushälterisch genug umgehe und sein Hauptvergnügen darin finde, Anderen Vergnügen zu machen, ohne dabei die aristokratische Scheidelinie inne zu halten."

„Nach Ihrer Schilderung des Grafen sind Sie selbst nie bei ihm zu Gaste gewesen?"

„Nein; allein die Schuld lag nicht an ihm, sondern an mir. Ich habe ihn früher gut gekannt, als ich noch Officier und er noch kein reicher Herr war; wir verkehrten damals auf das Freundschaftlichste mit einander und ich muß sagen, daß er sich auch später, als ihm unerwartet die

große Erbschaft zufiel, in seinem Benehmen gegen mich ganz gleich geblieben ist. Ich hatte mich aber inzwischen verheirathet und diesen Gasthof übernommen und mir damit gewisse Grenzen des geselligen Verkehrs gezogen, über welche ich grundsätzlich nie hinausgegangen bin. An freundlichen Einladungen hat es der Graf nicht fehlen lassen, welche anzunehmen mir aber meine Stellung nicht erlaubte, denn wenn er bei mir einkehrt, bezahlt er seine Rechnung wie jeder Fremde, und es würde somit, wenn ich zu ihm ginge, wo ich nicht bezahlen kann, unserm Verkehr die Grundlage der Gegenseitigkeit fehlen, die ich als verheiratheter Mann für eine nothwendige Voraussetzung halte. Bei Ihnen liegt die Sache anders und Sie müssen jedenfalls, sobald die ersten schmerzlichen Eindrücke Ihrer Rückkehr überwunden sind, den Grafen Karlsburg aufsuchen.“

„Das werde ich sicher thun, aber ohne mich damit zu übereilen; ein trauriger Gast kommt immer noch früh genug. Von hier geht's zunächst nach Wodenhausen, zu meinem Oheim; dann komm' ich, wo möglich mit ihm, hieher zurück, um meine Angelegenheiten zu ordnen, und alles Weitere wollen wir auf Zeit und Stimmung ankommen lassen.“

„Sie wollen doch nicht schon heute wieder fort?“ fragte Frau Wellkamp, die eben durch häusliche Geschäfte abgerufen wurde.

„Nein, heute nicht, aber morgen.“

„Nun, dann auf Wiedersehen; ich bin gleich zurück.“

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Heinrich Walter die Frage an Herrn Wellkamp richtete: „Sind Sie sicher, daß die geheimnißvolle Dame, welche sich hier als Gräfin Certaldo in's Fremdenbuch schrieb, auch wirklich so heißt? Nach Ihrer Schilderung schien mir die Dame nicht unbekannt, aber der Name trifft nicht zu.“

„Ueber diesen Punkt,“ entgegnete Herr Wellkamp, „wird Ihnen Ihr Oheim bessere Auskunft geben können als ich. Er sowohl, wie Ihr seliger Vater, der sonst kaum ein Geheimniß vor mir hatte, war in Betreff der Gräfin sehr zurückhaltend gegen mich, sei es nun, daß er selbst nicht mehr wußte als er sagte, oder daß ihn ein gegebenes Versprechen von weiteren Enthüllungen zurückhielt. Mir schien das Letztere der Fall zu sein und ich ließ deshalb die Sache auf sich beruhen. Die seltsamen Dinge, die mir von anderer Seite, und oft in widerspruchvollster Weise,

über die Dame zu Ohren kamen, mag ich Ihnen nicht wiederholen."

„Das begreif' ich," sagte Heinrich, „aber erlauben Sie mir noch eine Frage, welche Sie nach eigener Beobachtung beantworten können: machte Ihnen die Dame wirklich den Eindruck einer Italienerin?"

„Nein, sie machte mir entschieden den Eindruck einer Französin. Ich nahm an, daß sie einen Italiener geheirathet habe und so zu ihrem Namen Certaldo gekommen sei. Daß sie längere Zeit in Rom gelebt hat, ist richtig; Ihr seliger Vater hat sie dort kennen gelernt."

„Das trifft alles zu," sagte Heinrich nachdenkend, „ich glaube jetzt auf der richtigen Fährte zu sein."

In diesem Augenblicke rasselte ein Wagen über die Straße. Der Postillon blies ein lustiges Lied und hielt vor der dem Wellkamp'schen Hause gerade gegenüberliegenden Post still. Es stiegen drei Passagiere aus, von welchen zwei ihre Schritte sofort nach dem Gasthof „zum Löwen" richteten, während der dritte, ein hagerer Vierziger, von nichts weniger als vornehmem Anstrich, sich nach einem andern Gasthofe zu erkundigen schien.

„Wenn mich nicht Alles täuscht, ist das ein

guter Bekannter von mir, den ich nicht unbegrüßt vorüberziehen lassen möchte," sagte Heinrich, seinen Hut nehmend; „entschuldigen Sie mich, ich bin bald wieder hier."

Als er an die Post kam, hatte der Fremde schon seinen Weg nach dem „Deutschen Hause" eingeschlagen, wohin ihm ein junger Bursche sein bescheidenes Gepäck voraustrug. Heinrich holte ihn bald ein, rief, als er noch ein paar Schritte hinter ihm war: „Herr Doktor!" worauf Jener sich umsah, den Rufenden alsbald erkannte und ihn wie einen alten Freund begrüßte.

Doch der Fremde ist, trotz seines unscheinbaren Aeußeren, eine zu interessante Persönlichkeit, als daß es geziemend wäre, ihn meinen Lesern nur nebenher auf der Straße vorzustellen. Wir wollen ein neues Kapitel mit ihm beginnen.

Drittes Kapitel.

Ein alter Freund, gleichwie ein altes Schwert,
In Zeit der Noth am besten sich bewährt.
Aus einem alten Trauerspiel.

In Paris wurde Heinrich Walter, eben vom Louvre kommend, eines Tags von einem Fremden, der ebenfalls daher kam und sich auf dem Heimwege nicht zurecht finden konnte, nach einem obskuren Hôtel gefragt, das er selbst nicht kannte. Trotzdem bot er sich auf das Freundlichste als Führer an, da er in dem Auskunftbedürftigen sofort einen Landsmann erkannte, und zwar einen aus urdeutschem Holze geschnittenen Landsmann, dessen ganze Erscheinung ihn anheimelte wie ein Weihnachtsbaum in der Fremde. Es war eine mäßig hohe, hagere, fast dürre, aber doch kräftige Gestalt, welche, abgesehen von der Kleidung, lebhaft an die Dürer'schen Figuren in der alten

Münchener Pinakothek erinnerte. Die noch neue Kleidung war augenscheinlich eigens für die Pariser Reise angefertigt worden, aber sicher von keinem Künstler in seinem Fache, denn der Schneider schien es sich mehr zur Aufgabe gesetzt zu haben, die Hagerkeit des Körpers hervorzuheben, als zu verhüllen. Die engen Aermel des schwarzen Rocks und die eben so engen hechtgrauen Beinkleider waren entschieden zu kurz und ließen so Hände und Füße unverhältnißmäßig groß erscheinen; ja, man würde geglaubt haben, der Träger sei seinem Anzuge entwachsen, wenn dieser nicht zu neu und jener nicht zu alt dazu gewesen wäre, denn er mußte wenigstens ein Vierziger sein. Uebrigens bewegte er sich in seiner beengenden Tracht mit einer sorglosen Behäbigkeit, die keinen Zweifel darüber ließ, daß er selbst über den Schnitt derselben nie nachgedacht, sondern ruhig dem Schneider überlassen hatte was des Schneiders war, und wer einmal einen tieferen Blick in sein von Wohlwollen und Geist verklärtes Gesicht gethan, mußte ihn bald lieb gewinnen und einen bedeutenden Menschen in ihm erkennen. So erging es auch Heinrich Walter, der sich nie von einem Deutschen in Paris so angezogen gefühlt hatte, wie von dieser eigenthüm-

lichen Erscheinung. Der Fremde schien ihn erst für einen Franzosen gehalten zu haben, da er ihn französisch anredete, aber in einem Französisch, welches nur ein Deutscher verstehen konnte. Als Heinrich Walter ihm darauf im reinsten Deutsch antwortete und seine Freude ausdrückte, einem Landsmann dienen zu können, sagte der Fremde nach freundlicher Dankbezeigung:

„Ich würde Sie, offen gestanden, Ihrem Aeußeren nach nicht für einen Deutschen gehalten haben.“ Worauf Heinrich Walter erwiederte:

„Das würde mir leid thun, wenn ich mich nicht von Grund aus als Deutscher fühlte. Aber freilich muß ich zugeben, daß von mütterlicher Seite französisches Blut in meinen Adern fließt. Ich hoffe indeß, daß dieses nur auf den äußeren, nicht auf den inneren Menschen Einfluß gehabt hat.“

„Warum?“ warf der Andere ein; „was kann es Beneidenswertheres geben, als eine Vereinigung der liebenswürdigen Eigenschaften des Franzosen mit den tüchtigen Eigenschaften des Deutschen? Ich wünschte nur, daß dergleichen recht oft bei uns vorkäme.“

Er knüpfte an diese Bemerkung einen pikanten Excurs über die Vortheile der Rassenkreuzung,

und Heinrich Walter hörte dem mit großer Klarheit und Anmuth Redenden ohne Unterbrechung zu, bis sie in der Nähe seiner eigenen Wohnung angekommen waren.

„Wenn Sie die Güte haben wollen," sagte er zu dem Fremden, „einen Augenblick mit bei mir einzutreten, so können wir beim Aufsuchen Ihres Hôtels meinen großen Plan von Paris zu Hülfe ziehen. Sie dürfen sich aber vor den fünf Treppen, welche zu meiner bescheidenen Wohnung hinaufführen, nicht fürchten."

„Ich bin ein Dorfkind," erwiederte der Andere, „und als Fußgänger nicht leicht zu ermüden. Führen Sie mich so hoch Sie wollen."

Oben angelangt, zeigte er sich auf das Freudigste überrascht von der kleinen, aber überaus freundlichen und behaglichen Wohnung, deren Hauptschmuck, nebst einigen bequemen Möbeln, wohlgeordnete Bücherreihen bildeten. Er bat um die Erlaubniß, einen Blick auf die Bücher zu werfen, während Walter seinen großen Plan von Paris auf dem Tische ausbreitete, um die ihm unbekannte Straße zu suchen, wo das ihm eben so unbekannte Hôtel sein sollte.

„Wie kommen Sie zu den Schriften von Melchior Lebrecht?" fragte der Fremde, ein Buch her-

vorziehend, das er von innen und außen mit ganz besonderem Interesse betrachtete, „ich hätte nicht geglaubt, daß sich solches Zeug auch nach Frankreich verirrte."

„Warum denken Sie so gering von Melchior Lebrecht?" erwiederte Walter, „ich besitze alle seine Schriften und gestehe, daß ich große Stücke auf ihn halte. Er hat allerdings durchaus nichts Blendendes und scheint absichtlich alle die billigen Kunstgriffe zu verschmähen, durch welche die Menge gewonnen wird, aber es ist ein gesunder Kern in Allem, was er schreibt, und für manche Längen, die allzu großer Gründlichkeit entspringen, entschädigt bald wieder ein liebenswürdiger Humor und eine ungekünstelte Anmuth der Darstellung, die sichtbarlich aus einem grundguten Herzen kommen ..."

„Ich darf Sie nicht weiter reden lassen, um nicht eitel zu werden," fiel der Fremde ein, „denn ich muß Ihnen sagen, daß ich selbst der Verfasser von diesen Schriften bin."

„Melchior Lebrecht?"

„Leider heiße ich so, denn mein Name hat meiner Muse nie zur Empfehlung gereicht, sondern ihr Fortkommen in der Welt vielfach gehemmt, und gar oft, wenn mir das Herz von Höherem so voll war, daß es nach harmonischem Ausdruck

rang, und ich glaubte, durch Mittheilung desſelben auch Anderen Freude machen zu können, that ich dies anonym, um durch meinen Namen nicht von vornherein die reine poetiſche Wirkung zu beeinträchtigen, denn welche Dame würde ſich entſchließen, Gedichte von Melchior Lebrecht zu leſen, oder gar zu kaufen? Der Name klingt gar zu wenig verlockend. Bei philoſophiſchen Schriften fällt das weniger in's Gewicht, aber doch auch immer etwas. Deſto mehr freue ich mich der ſeltenen Fälle, in welchen ich, trotz meines Namens, ſo innigem Verſtändniß begegne, wie bei Ihnen. Ich bedarf ſolcher Zuſtimmung hin und wieder, um nicht irre zu werden an mir ſelbſt. Eine größere Freude, als Sie mir heute bereitet, ohne zu wiſſen wen Sie vor ſich hatten, kann mir Paris kaum mehr bieten. Aber nun dürfen Sie mir auch Ihren Namen nicht länger vorenthalten."

Als Heinrich Walter, die dargebotene Rechte herzlich ſchüttelnd, ihm ſeinen Namen genannt, ſagte der Andere nachſinnend: „Walter — Walter — ich traf mit einem Dr. Walter als blutjunger Jenenſer Student auf dem Wartburgfeſt zuſammen, in Begleitung des Profeſſor Fries, der viel auf ihn zu halten ſchien. Er hatte die

Freiheitskriege mitgemacht und trug das Eiserne Kreuz..."

„Das war mein Vater!" fiel ihm Heinrich in's Wort.

„Nun, dann habe ich ja doppelte Ursache, mich Ihrer Bekanntschaft zu freuen. Lassen Sie uns diesen Tag so frohen Begegnens als einen Festtag begehen und uns an alten Erinnerungen erquicken!" rief Dr. Melchior Lebrecht in förmlich jugendlicher Begeisterung.

„Von Herzen, soweit ich das kann; denn meine Erinnerungen sind großentheils sehr trüber Art," entgegnete Heinrich Walter. „Die Nachwirkungen jenes Wartburgfestes, bei dessen Feier ich noch in den ersten Kinderschuhen ging, haben mich später auf die Festung gebracht und die besten Jahre aus meinem Leben gestrichen, auch meine Gesundheit lange gebrochen..."

„Aber hoffentlich nicht Ihre Ueberzeugungen und Ihr Gottvertrauen!"

„Nein, nicht einen Augenblick! Was mich aufrecht erhalten hat in allen meinen Prüfungen, ist der feste Glaube an eine Vorsehung, die am Ende Alles zum Besten lenkt, und die tief in mir wurzelnde Ueberzeugung, daß hinter dem Nebelschleier, der uns noch die Zukunft Deutschlands

verhüllt, etwas Großes steht, werth dafür zu leiden und danach zu ringen. Noch führen die wundersamen Wege unserer nationalen Entwickelung uns bergauf, nicht bergab. Trotz unseres langen Wanderns, stehen wir erst am Fuße der Höhe, die wir erklimmen sollen; der Weg zum Gipfel ist steil, aber wir werden seine Fährlichkeiten überwinden und dann wird sich uns eine Aussicht ungeahnter Herrlichkeit eröffnen, Alles übertreffend, dessen andere Völker sich rühmen können. Hat es mich oft betrübt, zu sehen, daß der Deutsche in fremden Ländern sich erst mühsam die Achtung erringen muß, die man einem Franzosen, einem Engländer gleich entgegenträgt: blos weil er der Angehörige eines großen geschlossenen Staatswesens ist, so lag doch immer für mich eine Befriedigung in der Wahrnehmung, daß der Deutsche, trotz so ungleicher Verhältnisse, überall durch seine persönliche Tüchtigkeit sich Achtung zu erringen weiß. Welche Stellung wird er erst in der Welt einnehmen, wenn seine individuelle Tüchtigkeit durch einen mächtigen nationalen Hintergrund gehoben wird! Die anderen Kulturvölker Europas haben ihre politische Rolle ausgespielt; wir bereiten uns auf die unsere erst vor. Und ein Volk, das über tausend Jahre gebraucht hat, um seinen Anlauf

zu nehmen in der Geschichte, wird keinen kleinen Sprung thun, wenn es einmal zum Springen kommt!"

„Das ist mir aus dem Herzen gesprochen, und ich hoffe, wir werden die Herrlichkeit Deutschlands Beide noch erleben. Jetzt aber führen Sie mich zu einem Plätzchen, wo ein guter Imbiß und erquicklicher Trunk zu haben ist. Ich werde sonst häufig verlacht wegen meiner großen Mäßigkeit im Essen und Trinken, aber bei frohen Veranlassungen thue ich mir auch gern etwas zu Gute. Und heute ist eine solche. Mein Hôtel können wir später aufsuchen."

„Ehe ich meine Wohnung hinter Ihnen schließe," sagte Walter lächelnd, „muß ich Ihnen erst meine genaue Adresse geben, damit Sie den Weg sicher wiederfinden. Ich hoffe, wir werden uns täglich sehen und Sie sollen in mir einen unermüdlichen Führer finden, wenn Sie mich als solchen annehmen wollen. Ich kenne so ziemlich Alles in Paris, bis auf Ihr Hôtel..."

„Nein, das ist doch zu arg!" fiel ihm Dr. Melchior Lebrecht laut auflachend in's Wort. „Wie ich eben Ihre Karte in meine Brieftasche stecke, finde ich die genaue Angabe meines Hôtels darin, nebst Straße, Stadtbezirk und allem Nöthigen.

Da sehen Sie nur! Ich glaubte in meiner Zerstreutheit, das Blatt zu Hause vergessen zu haben. So kann auch aus einer Zerstreutheit Gutes entstehen, denn wäre ich nicht zerstreut gewesen, so hätte ich Sie nicht nach dem rechten Wege gefragt und folglich auch Ihre Bekanntschaft nicht gemacht. Ihr freundliches Erbieten, mein Führer sein zu wollen, nehme ich dankbar an, aber nur unter der Bedingung, daß Sie sich gar nicht zu mir bemühen, sondern mir erlauben, immer zu Ihnen zu kommen, woran ich es nicht fehlen lassen werde, soweit Ihre Geduld reicht."

* * *

So lernten sich die Beiden in Paris kennen und verlebten im intimsten geistigen Verkehr acht inhaltvolle, wahrhaft glückliche Tage miteinander. Länger konnte der poetische Philosoph seinen Aufenthalt in der herrlichen Stadt nicht ausdehnen, da die bescheidenen Ersparnisse, mit welchen er seine erste Reise über die Grenzen Deutschlands hinaus angetreten hatte, zu Ende gingen.

Bei seiner gewissenhaften und bedächtigen Art zu schreiben, war der Ertrag seiner Feder immer nur ein sehr mäßiger gewesen, und trotz der seinen

verwöhnteren Freunden unbegreiflichen Einfachheit mit welcher er lebte, mußte er doch immer jahrelang sorgsam sparen, um sich einmal eine Erholungsreise gönnen zu können. Dabei vermied er dann grundsätzlich die großen Hôtels, wo die Reisenden nur nach ihrem Gepäck und wohlhabenden Anstrich geschätzt werden. Innerhalb der Grenzen seiner Mittel aber war er die Freigebigkeit selbst, und wenn er bei einer befreundeten Familie zn Gast geladen wurde, so gab er immer dem Diener oder der Köchin genau so viel Trinkgeld, als ihm für gewöhnlich sein eigener Mittagstisch kostete. Dabei hörte man von ihm nie eine Klage über die Beschränktheit seiner äußeren Verhältnisse. Im Gegentheil pries er sich glücklich, bei seinen geringen Bedürfnissen mit so kleinem Einkommen in völliger Unabhängigkeit leben und immer noch etwas für besondere Fälle zurücklegen zu können. Im geselligen Verkehr war er der heiterste Gast den man sich wünschen konnte, immer voll sprudelnder Laune und jugendlicher Frische, trotz seiner vorgerückten Jahre. Er ging aber auch nur in Gesellschaften, wo er sich wohl fühlte. Sonst blieb er lieber zu Hause, denn sein Hauptvergnügen war sein Schaffen. Wenn er von seinen Arbeiten und Entwürfen sprach, so glaubte man

immer einen begeisterten jungen Mann zu hören, der eben erst anfange und das Beste noch vor sich habe. Das erklärte sich theilweise daher, daß er erst spät in die literärische Arena eingetreten war und insofern zu den jüngeren Schriftstellern gehörte, mit denen er auch am liebsten verkehrte.

* * *

Als Dr. Melchior Lebrecht — wie wir am Schluß des zweiten Kapitels gesehen — seinen Pariser Freund so unerwartet in Deutschland wiedergefunden hatte, ließ er sich leicht bewegen, mit ihm umzukehren und sein Absteigequartier in dem vornehmeren Gasthofe „zum Löwen" zu nehmen. Die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten groß, und sie besprachen sich gleich über die Möglichkeit, längere Zeit beisammen zu bleiben. Dr. Melchior Lebrecht sollte, auf den Rath seines Arztes, das berühmte Bad Salzheim gebrauchen, wohin man, auf Umwegen, auch über Wodenhausen gelangen konnte; das traf also, nach seiner Ansicht, höchst glücklich mit dem nächsten Reiseziel Heinrich Walter's zusammen. Ueber das Weitere ließ sich dann weiter reden. Die Hauptsache war, daß man gleich übereinkam, den schöneren Theil des Weges zu Fuß

zu machen, aber, um der Sorge wegen des Gepäcks ledig zu sein, einen Einspänner zu nehmen, den man dann auch nach Belieben für sich mit benutzen könne.

Dr. Melchior Lebrecht reiste diesmal nicht in seiner absonderlichen Pariser Tracht, welche eben nur für die elegante Weltstadt und sonstige bedeutende Veranlassungen berechnet war, sondern in einem schlichten, bequemen Sommeranzuge, der ihm sehr gut stand und durchaus nichts Auffallendes hatte. Der Gasthof „zum Löwen" mit seiner anheimelnden Einrichtung und Ausschmückung kam ihm ganz idealisch vor; er meinte, es müsse jedem Reisenden schwer werden sich wieder davon zu trennen. Noch mehr aber imponirte ihm der stattliche und kunstsinnige Besitzer des Hauses, und er äußerte später gegen Heinrich Walter, daß er bei zufälliger Begegnung an einem dritten Orte diesen in seiner ruhigen Haltung so überlegen aussehenden Mann eher für einen bedeutenden Fürsten als für einen Gastwirth genommen haben würde. Nicht ganz ohne Einwirkung auf dies günstige Urtheil mochte vielleicht der Umstand gewesen sein, daß Herr Wellkamp, als sein Freund Walter ihm den Dr. Melchior Lebrecht vorgestellt hatte, diesem gleich in sichtbar aufrichtiger Weise

seine Freude ausdrückte, in seinem Hause einen Mann begrüßen zu dürfen, dem er schon so viele angenehme Stunden verdanke. Seine philosophischen Schriften und Gedichte kannte Herr Wellkamp nicht, aber seine Erzählungen aus dem schwäbischen Volksleben hatte er zu wiederholten Malen mit wahrem Behagen gelesen und die Bücher nicht blos für seine Bibliothek angeschafft, sondern auch verschiedene Exemplare zu Weihnachten und Geburtstagsfesten an Verwandte und Freunde verschenkt.

Heinrich Walter hatte die Absicht gehabt, schon am nächsten Morgen abzureisen; da es aber seinem Freunde so gut im Gasthofe „zum Löwen" gefiel und auch das Wellkamp'sche Ehepaar schnell eine lebhafte Zuneigung zu dem Dr. Melchior Lebrecht gefaßt hatte, der außerdem große Lust bezeigte, sich Stadt und Umgegend ein bischen näher anzusehen, so entschloß er sich bald, einen Tag länger zu bleiben, zu allgemeiner Befriedigung.

„Sie sehen, lieber Freund," sagte Walter, als die Beiden wieder allein waren, „daß Sie durch Ihre Werke weit bekannter sind als Sie glauben und, was mir das Beste scheint, daß Sie in Ihren Lesern auch immer zugleich Freunde gewinnen. Man liest sie nicht blos der Unterhaltung wegen,

man sagt sich zugleich oft bei einer tiefer in's Herz greifenden Betrachtung oder bei der Schilderung harmlos fröhlicher Stimmungen und zu herzlichem Lachen zwingenden Situationen: Den Mann möchte ich kennen lernen."

„In Betreff meiner Erzählungen mögen Sie Recht haben; mein Verleger schrieb mir neulich, daß bald eine zweite Auflage davon nöthig sein werde, und das ist immerhin schon ein Erfolg für ein Land wie Deutschland, wo es gerade in den vornehmeren Kreisen zum guten Ton gehört, keine Bücher zu kaufen, weil: — sie doch nur immer so herumliegen — wie mir neulich eine alte, steinreiche Gräfin sehr scharfsinnig bemerkte, aber wie gering ist die Verbreitung meiner Gedichte und meiner philosophischen Schriften, mit welchen verglichen die Erzählungen doch nur leichte Waare sind!"

Heinrich Walter hielt es für gerathen, diese Bemerkung unerwiedert zu lassen. Es gehörte zu den liebenswürdigen Schwächen des Dr. Melchior Lebrecht, das, was er am besten konnte, am wenigsten zu schätzen und am meisten Gewicht auf das zu legen, was ihm am meisten Mühe machte. Seine Erzählungen flossen ihm leicht aus der Feder, während er mit dem poetischen Ausdruck in ge-

bundener Form schwer zu ringen hatte, wobei denn oft seinen Gedichten die Wärme und Farbe der Empfindung verloren ging. Ueberhaupt war ihm die eigentliche Leidenschaft fremd, so daß seine Gedichte weder hinreißen noch zünden konnten, aber eben dies dem Poeten Mangelnde machte ihn als Menschen um so liebenswürdiger, denn leidenschaftlichen Naturen ist es nicht gegeben, so gleichmäßig angenehm im geselligen Verkehr zu sein wie unser poetischer Philosoph allezeit war. Seine Nähe hatte förmlich etwas Beruhigendes, und sie verfehlte auch jetzt auf den leicht erregbaren Heinrich Walter ihre wohlthätige Wirkung nicht.

Der Philosoph ging traurigen Empfindungen nicht aus dem Wege, aber blieb auch nicht davor stehen, sondern suchte sie zu überwinden und darüber hinauszukommen. Sein Verhältniß zu den Menschen war ein entschieden werkthätig theilnehmendes: wo er helfen konnte, da durfte man seiner Hülfe gewiß sein, aber alle unnütze Selbstquälerei war ihm zuwider. Als er Heinrich Walter gegen Abend auf den Friedhof begleitete und der trauernde Sohn ihn zum Grabe des Vaters führte, sagte er nicht: „wie unglücklich sind Sie, solchen Vater verloren zu haben," sondern: „wie glücklich

sind Sie zu preisen, solchen Vater gehabt zu haben!"

Auf der Höhe des unten dunkel bewaldeten Hügels, der den Hintergrund des jetzt in feierlicher Stille daliegenden Friedhofs bildete, lag die Abendsonne. Den Hügel, dessen Umrisse sich am reinen Himmel scharf abzeichneten, krönte ein Föhrenwäldchen und die schlanken, hohen Stämme sahen in diesem Augenblicke wie vergoldet aus, während ihre Häupter, die fast den Eindruck von Pinien machten, nur um so dunkler erschienen, aber umschimmert und durchwoben von mildem Glanze. Es war ein liebliches Bild des Friedens und der Verklärung, das sich den Augen der Freunde bot und ihrem Herzensgedächtniß sich tief einprägte, als sie in gehobener Stimmung von der Stätte des Todes schieden und schweigend den Heimweg antraten.

Herr Wellkamp lud die Freunde auf den Abend zu sich ein; Heinrich Walter war aber wenig zum Sprechen aufgelegt und zog sich früh auf sein Zimmer zurück, wo er bis in die Nacht hinein schrieb, während Dr. Melchior Lebrecht sich fast eben so lange auf das Gemüthlichste mit dem Wellkamp'schen Ehepaar unterhielt.

Am folgenden Tage merkte man es Waltern

kaum noch an, welche traurige Veranlassung ihn in die Vaterstadt zurückgeführt hatte; er konnte sogar ein paar Mal herzlich lachen über die originellen Bemerkungen, welche sein Freund bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Stadt und Umgegend machte: Diese Merkwürdigkeiten gehörten fast sämmtlich der alten Zeit an und bestanden meist aus Ruinen, denen man es ansah, daß die Stadt vor dem dreißigjährigen Kriege, der hier tiefere Spuren der Verwüstung zurückgelassen, als Jahrhunderte auszufüllen vermochten, sich einer weit höheren Blüthe erfreut haben mußte, als sie später wieder erreichen konnte. Sie machte jetzt — abgesehen vom Schloßplatze und den damit in Verbindung stehenden schönen Parkanlagen — einen öden, kümmerlichen Eindruck mit ihrem schlechten Pflaster, ihren krummen Straßen und stil- und geschmacklosen Häusern, von denen augenscheinlich die meisten in schwerer Zeit und ohne andern Plan entstanden waren, als mit geringen Mitteln rasch ein schützendes Unterkommen zu schaffen. Erhob sich hin und wieder ein stattliches Gebäude aus der Menge, so erschien dadurch die dürftige Umgebung nur desto gedrückter. Viele schmale Häuser mit oben überhängenden Stockwerken zeigten eine bedenkliche Neigung, unversehens

in die Straße zu fallen, und die meisten anderen sahen so peinlich zusammengequetscht aus, als ob sie sich nur durch gegenseitigen Druck aufrecht zu halten vermöchten, wobei denn die Eckhäuser am schlechtesten wegkamen, weshalb sie auch in ihrer, nach zwei Seiten stark vorgebeugten, windschiefen Stellung sich nur darauf zu besinnen schienen, nach welcher Seite sie einstürzen sollten.

Die wenigen Menschen, denen man auf der Straße begegnete, sahen nicht aus, als ob sie sonderlichen Drang verspürten vorwärts zu kommen, obwohl kein einziger Spaziergänger darunter war. Auf einer sich endlos weit hinkrümmenden Gasse, die gerade in der Mitte von einer übelriechenden, obgleich vom letzten Regen stark angeschwollenen Gosse durchschlängelt wurde, auf welcher einige Kinder Papierschiffchen schwimmen ließen, trafen unsere Wanderer, außer diesen Kindern, nur noch fünf Menschen: einen Postboten mit Briefen, einen Metzgerburschen, der Fleisch austrug, einen Schusterjungen, der Stiefel austrug und dazu ein munteres Liedchen pfiff, und zwei Dienstmädchen mit Körben. Sie bogen dann, um Schutz vor der Sonne zu suchen, nach dem sogenannten „Walle" zu, der eine prächtige Kastanienallee trug und zu beiden Seiten einen Graben mit fließendem Wasser hatte.

Diese Allee war so schön, daß sie der glänzendsten Hauptstadt zur Zierde gereicht haben würde, während hier der Ausblick, den sie nach beiden Seiten gewährte, schlecht zu ihr paßte. Man sah nämlich über die Gräben hinweg in die Gärtchen und Höfe des ärmeren Stadttheils, wo das Beste, was das Auge erspähen konnte, zum Trocknen aufgehängte Wäsche war.

Dr. Melchior Lebrecht hatte bald an den Sehenswürdigkeiten der Stadt genug und ging nach Hause, um sich bis zum Nachmittage, wo eine Ausfahrt unternommen werden sollte, die Sammlungen des Herrn Wellkamp weiter zu betrachten, während Heinrich Walter einige unumgängliche Besuche machte. Als er um die Essenszeit in den Gasthof zurückkehrte, sagte ihm Herr Wellkamp: „Die Post hat mir vor einer Stunde einen Brief von Ihrem Oheim gebracht, als Antwort auf meine Warnung in Betreff des russischen Fürsten. Er schreibt, gerade kurz vor dem Eintreffen meiner Zeilen seien die jungen Damen von der Karlsburg in Wodenhausen gewesen und hätten Lenore auf ein paar Tage mit sich genommen, unter dem Versprechen, sie auch selbst wieder zurückzubringen. Uebrigens glaubt er ihretwegen unbesorgt sein zu dürfen, da sie ja nicht besser aufgehoben sein könne, als unter

dem ritterlichen Schutze des Grafen von Karlsburg."

Heinrich Walter wurde durch diese Nachricht einigermaßen verstimmt, obgleich er eigentlich selbst nicht recht wußte, warum. Auch hatte er nicht Zeit lange darüber nachzudenken, denn bei Tisch gab's eine sehr belebte Unterhaltung und gleich nachher ließ Herr Wellkamp anspannen, um die beiden Freunde in's Freie zu fahren, wo sich dem Auge mehr erquickliche Eindrücke boten, als in der Stadt. Herr Wellkamp erwies sich als sehr kundigen Führer, wußte an die umliegenden Burgruinen und sonstigen hervorragenden Punkte allerlei interessante Erinnerungen und Erzählungen zu knüpfen, und gab seinen Gästen auch einen Einblick in die Bewirthschaftung seines hübschen Landgutes, wo ein Stündchen Halt gemacht und eine Erfrischung eingenommen wurde. Der Tag ging zu allseitiger Befriedigung zu Ende und nach der Rückkehr in die Stadt legten unsere Freunde sich früh schlafen, um am nächsten Morgen früh zur Weiterreise aufzubrechen. Sie sahen, ehe sie ihre Zimmer aufsuchten, Frau Wellkamp noch einen Augenblick, die zu Melchior Lebrecht sagte: „Eine schöne, wenn auch nicht mehr ganz junge Dame hat nach Ihnen gefragt, Herr

Doktor, und lebhaft bedauert, zu hören, daß Sie ausgefahren wären."

„Ich kann mir schon denken," erwiederte er lächelnd, „wer die schöne Dame ist: gewiß Fräulein von Münzer?"

„Ganz richtig, und sie hofft Sie morgen bei sich auf ihrer Villa zu sehen, wohin sie die Absicht hatte Sie schon heute zu entführen."

„Nun, da ist's gut, daß ich der Versuchung wenigstens für heute aus dem Wege gegangen bin. Ich hoffe morgen eben so glücklich zu sein..."

„Wer ist dieses Fräulein von Münzer?" fragte Heinrich Walter seinen Freund, als sie die Treppe hinaufgingen.

„Eine alte Münchener Bekanntschaft ganz eigener Art. Morgen werde ich Ihnen mehr von ihr erzählen; heute bin ich zu müde. Gute Nacht!"

Viertes Kapitel.

Luthrisch, päbstisch und calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei.
Friedrich von Logau.

Auf den Rath des Herrn Wellkamp hatten die Reisenden ihren Wagen mit dem Gepäck schon am Abend soweit voraus geschickt, als sie in der Morgenfrühe zu Fuß zu wandern gedachten, um dann, wenn die wachsende Hitze sie zum Fahren einladen sollte, ihrem wackern Einspänner etwas zumuthen zu können. Die Gegend, durch welche sie kamen, war freundlich und von eingenthümlichem Gepräge: aus weitem, wohl angebautem Tafellande erhoben sich hier und da zierlich ansteigende, isolirte Basaltkegel, wovon einige noch guterhaltene Burgruinen trugen; aus der Ferne blaueten reichbewaldete Hügelketten herüber. Die Dörfer, durch welche der Weg führte, boten mit

ihren ärmlichen, verfallenen Häusern einen wenig erfreulichen Anblick; desto besser sahen die Menschen aus, die unseren Reisenden begegneten; es waren fast lauter wohlgewachsene Gestalten mit zugleich intelligenten und treuherzigen Gesichtern.

„Der Kohlenhauch der Neuzeit scheint dieses Land noch wenig angeweht zu haben," sagte Dr. Melchior Lebrecht. „Seit ich vor drei Tagen die Eisenbahn verlassen, um einen ehrwürdigen Thurn- und Taxis'schen Postwagen zu besteigen, der noch aus der Zeit Karl's V. herzustammen schien, habe ich keinen rauchenden Schlot mehr gesehen."

„Unsere Landesregierung ist keine Freundin von Fabriken und Eisenbahnen, und legt deshalb der Anlegung derselben alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, gegen welche die Landstände bis jetzt vergebens angekämpft haben," erwiederte Heinrich Walter. „Durch Fabriken, welche hier einen gedeihlichen Boden finden würden, fürchtet man ein gefährliches Proletariat heranzuziehen und durch die Eisenbahnen die Preise der Lebensmittel zu vertheuern. Doch lassen wir heute die Politik bei Seite: Sie sind mir noch die gestern versprochene Geschichte von Fräulein von Münzer schuldig."

„Ganz richtig, aber Sie müssen mir erlauben,

mich kurz zu fassen, denn wenn ich Alles erzählen wollte was ich von ihr weiß, so würden ganze Tage nicht dazu ausreichen. Ich werde mich also auf einige Hauptpunkte beschränken. Sie wissen, daß ich von Haus aus zum Pfarrer bestimmt war, auch eine Zeit lang in meinem heimatlichen Dorfe gepredigt habe, und mich erst später dem Studium der Philosophie widmete. Meine kleine Schrift: „Offene Bekenntnisse eines Theologen", in welcher ich die Mängel des herrschenden Kirchenwesens beleuchtete und auf Wiederbelebung des echten Christenthums drang, machte zur Zeit ihres Erscheinens einiges Aufsehen und fand im Ganzen mehr Zustimmung als Widerspruch. Unter den vielen zustimmenden Briefen, die ich erhielt, war auch einer von einem Fräulein Cäcilie Münzer, wie sie sich damals schrieb, — wie sie später zu ihrem „von" gekommen, weiß ich nicht — die sich gedrungen fühlte, mir zu sagen, daß meine Schrift wahrhaft befreiend und erbauend auf sie gewirkt habe; nur in einigen Punkten sei sie nicht mit mir einverstanden und sie erlaube sich, ihre abweichenden Ansichten gleich zu begründen, um mich dafür zu gewinnen oder zu einer Widerlegung zu veranlassen. Ich war erstaunt über die umfassende Bildung, welche die Dame in ihrem Briefe

offenbarte, und beantwortete ihn eingehend. So knüpfte sich unsere Bekanntschaft an, welche ein paar Jahre brieflich fortgesetzt wurde, ehe wir uns persönlich nahe traten. Es geschah dies in Berlin, wohin sie zum Besuch einer alten reichen Tante kam, in deren Hause sie völlige Freiheit der Bewegung hatte. Ich bemerkte schon damals stark katholische Hinneigungen in ihr, doch ließ sie alle meine Einwendungen dagegen gelten und kam nur immer auf den Satz zurück, daß das Weib zu schwach sei, um in Sachen des Glaubens auf eigenen Füßen zu stehen, daß sie einer Anlehnung bedürfe, einer großen Gemeinschaft von Gläubigen, wie nur die katholische Kirche sie biete, trotz Allem, was man dagegen sagen möge. Sie war im streng calvinistischen Glauben erzogen, fühlte sich aber nicht darin befriedigt und studirte mit großem Eifer die Schriften der Glaubensleuchten anderer Bekenntnisse, ohne jedoch die Beruhigung zu finden, die sie suchte. Ihr Vater war, wie ich erfuhr, ein Fabrikherr, der klein angefangen und es im Laufe eines arbeitsvollen Lebens zu einem ungeheuren Vermögen gebracht hatte, ohne sich jedoch dadurch von seiner einfach bürgerlichen Lebensweise auch nur im Geringsten abbringen zu lassen. In diesem Sinne wurden

auch seine Kinder, ein Sohn und eine Tochter, erzogen, ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Neigungen und Anlagen. Der Sohn sollte nach dem Tode des Vaters die Oberleitung der Geschäfte übernehmen, in welche er von früh auf eingeweiht worden war, und die Tochter sollte zu einer tüchtigen Hausfrau herangebildet werden, aber allen vornehmen Gewöhnungen fremd bleiben, welche sie verlocken könnten über ihren Stand hinaus zu heirathen. Sie kam weder auf Bälle noch in's Theater, höchstens einmal in ein Concert. Diejenigen Vergnügungen, denen sie sich am liebsten hingegeben hätte, lernte sie nur aus Büchern kennen. An Gelegenheit, sich zu verheirathen, fehlte es ihr nicht, allein die Partien, welche ihr Vater ihr vorschlug, waren nicht nach ihrem Sinne, und von einer Verheirathung mit einem jungen Grafen, der heimlich den Weg zu ihr und ihrem Herzen gefunden hatte, wollte ihr Vater nichts wissen. Er sagte, er habe sein Geld zu sauer verdient, um die Schulden vornehmer Müssiggänger damit zu bezahlen; denn daß ein Graf sie aus anderen Gründen, als ihres Geldes wegen, nehmen würde, möge sie sich doch nicht einbilden. Sie gab nun alle Heirathsgedanken auf und suchte Trost für ihr ödes Leben in der

Religion. So war sie, als sie nach Berlin kam, dreißig Jahr alt geworden und, abgesehen von ihrem Bücherwissen, noch völlig unbekannt mit der Welt, deren Genüsse hier zum ersten Male auf sie einstürmten in einer Ueberfülle, die sie zu keinem rechten Genuß kommen ließ, so daß sie zuletzt selbst glaubte, es sei Alles nur eitel Blendwerk und Schein. Eine schwere Erkrankung ihres Bruders, den sie zärtlich liebte, rief sie dann plötzlich in die Schweiz, ihre Heimat, zurück. Erst nach einer ziemlichen Reihe von Jahren sah ich sie wieder, als ich mich längere Zeit in München aufhielt, um auf der dortigen Bibliothek zu arbeiten. Ich begegnete ihr zufällig in der Pinakothek, ging aber an ihr vorüber, ohne sie zu erkennen, so sehr hatte sie sich verändert. Sie war früher eine schöne, stattliche Person gewesen, nur etwas steif und unweltläufig in ihren Bewegungen, wie überhaupt ohne Anmuth, wohl eine Folge ihrer Erziehung. Jetzt war sie eine lange, dürre Erscheinung, an welcher nur die großen, lebhaften, dunklen Augen noch ihr einstiges Bild zurückriefen. Sie redete mich an und ich mußte ihr versprechen, sie zu besuchen. „Ich habe heute einige Freunde zum Dîner bei mir," sagte sie, „darunter auch gute Bekannte von Ihnen; wenn Sie

nichts Besseres vorhaben, speisen Sie bei mir, um fünf Uhr. Ich versprach zu kommen. Unvergeßlich ist der Eindruck, den dieser Besuch in mir zurückließ. Sie wohnte in einem älteren, geräumigen Hause von sehr unscheinbarem Eingange. Doch wenn man die steinerne Treppe, welche in den ersten Stock führte, überstiegen hatte und die äußere, ebenfalls sehr gewöhnlich aussehende Thür oben sich öffnete, gelangte man durch eine zweite, sehr elegante Glasthür in einen geräumigen Korridor, der in ein Vorzimmer führte, wo die Sachen abgelegt wurden. Ein Livréediener war dabei behülflich, während an der schon geöffneten Flügelthür, welche das Innere des Heiligthums erschloß, ein schmales, schwarzgekleidetes, feierlich aussehendes Männchen mich empfing und durch eine Reihe großer, reich eingerichteter, aber nur mäßig erleuchteter Gemächer führte, bis zum Empfangzimmer der Herrin, aus welchem mir ein volleres Licht und ein feiner, weihrauchartiger Parfüm entgegenströmte. Dieses Empfangzimmer, der gewöhnliche Aufenthalt der Herrin des Hauses, bestand aus einer Rotunde mit gewölbter und bemalter Decke, und machte beim ersten Anblick den Eindruck einer durch prächtige Möbel bewohnbar gemachten kleinen Hauskapelle. Den Hauptschmuck

bildete eine Copie der sixtinischen Madonna, mit einem Betstuhl davor. Außerdem sah man an der Wand etwa ein halb Dutzend Heiligenbilder auf Goldgrund. Auch plastische Darstellungen des gekreuzigten Erlösers und der Himmelsmutter fehlten nicht. Im Uebrigen war das Zimmer von der gediegensten weltlichen Einrichtung, hatte Portièren und Vorhänge von schwerem, himmelblauen Seidendamast, denen der Ueberzug der aus Ebenholz geschnitzten, goldverzierten Möbeln entsprach, und den Lehnsessel, auf welchem ich mich neben den Sopha, wo die Herrin zur Seite des päpstlichen Nuntius saß, niederlassen mußte, fand ich sehr bequem. Es ist mir in der Erinnerung, als hätte ich zuerst eine etwas verlegene und stumme Rolle gespielt, denn Alles, was ich sah, drang so fremdartig überraschend auf mich ein, daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte. Bei hellem Tageslicht war ich die steinerne Treppe vom Hausflur hinaufgestiegen und von meinem Eintritt durch die schimmernde Glasthür an sah ich mich im Glanz einer künstlichen Beleuchtung, als ob es draußen schon tiefe Nacht, oder der Tag für die Bewohner dieses Hauses nicht vorhanden wäre. Auch hörte ich meinen eigenen Tritt nicht mehr, noch den eines Andern, denn

alle Gemächer waren mit dicken Teppichen belegt, über welche die Füße so geräuschlos hinglitten, als wären sie aller Erdenschwere enthoben. Desgleichen wurde kein lautes Wort gewechselt, oder überhaupt kaum ein Wort: die Diener empfingen mich schweigend, als wäre ihnen das Sprechen verboten, und so wurde ich auch in das Allerheiligste geführt, lautlos, geheimnißvoll. Erst jetzt fing das Sprechen an, aber auch nur in gedämpftem Tone, etwa wie man in der Kirche spricht, während des Gottesdienstes. Obgleich ich mich pünktlich eingefunden hatte, fand ich schon eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft beisammen, darunter zum Glück ein paar gute Bekannte: den Hofrath von Martius und Professor von Schubert, ich hätte sonst leicht glauben können vor ein Inquisitionsgericht gelockt worden zu sein, denn außer den beiden Genannten sah ich nur Würdenträger der Kirche und katholische Gelehrte von streng gläubiger Richtung. Ich war kaum den mir fremden Herren vorgestellt worden und hatte ein paar Worte mit ihnen gewechselt, als der letzte erwartete Gast eintrat: der Marquis von Brignac, Sekretär der französischen Gesandtschaft, ein auffallend hübscher, aber sehr blaß und verlebt aussehender junger Mann mit großen schwärmerischen

Augen. Er küßte mit zierlicher Verbeugung dem Fräulein Münzer förmlich ehrfurchtsvoll die Hand, was sie wie eine gewohnte Huldigung mit steifer Würde hinnahm. Ohne den Marquis erst zum Niedersitzen aufzufordern, gab sie aufstehend ihrem Nachbar, dem Nuntius, ihren Arm, und wir folgten ihr paarweise in feierlichem Zuge in den Speisesaal, wo eine glänzend servirte Tafel uns entgegenschimmerte im Glanz des reichen Silbergeschirrs und der prachtvollen silbernen Armleuchter, deren zahlreiche Wachskerzen wohlthuende Helle verbreiteten. Auch ein paar kostbare Vasen mit frischduftenden Blumen trugen nicht wenig zum Schmuck der Tafel bei. Ich hatte früher nie ein Dîner mitgemacht, wobei so völlig geräuschlos servirt wurde, wie bei diesem. Die Wirthin bekümmerte sich um nichts, ein geistlicher Herr, der zugleich Hauskaplan und Majordomus zu sein schien, lenkte das Ganze und so vortrefflich, daß die Diener in ihrem ruhigen Kommen und Verschwinden, Auftragen und Abnehmen der Speisen und Teller wirklich dienenden Geistern glichen. Nichts fehlte, wonach das Herz begehren konnte. Die feinen Gerichte waren auf das Geschmackvollste zubereitet und die auserlesenen Weine erschienen immer zur rechten Zeit und in gehöriger Reihen-

folge. Auch die Unterhaltung kam bald in ganz munteren Gang, und zwar ohne allen geistlichen Beigeschmack. Erst beim Champagner nahm das Gespräch eine Wendung in das Gebiet des Wunderbaren, und zwar in eine Sackgasse des Wunderbaren, wohin ich nur mit den Ohren, nicht mit dem Verstande zu folgen vermochte.

„Wie steht's mit der Betty, lieber Geheimrath, haben Sie kürzlich von ihr gehört?" fragte Fräulein Münzer einen alten, in der katholischen Welt sowohl durch seine Gelehrsamkeit, wie durch seine mystischen Kuren berühmten Arzt.

„Ich habe sie vorige Woche gesehen, als ich zu einer Consultation nach Traunstein fuhr," erwiederte der Geheimrath: „sie ist gesund, aber unzufrieden mit ihrem Schicksal. Sie sagt, es werde ihr des Andrangs der neugierigen und hülfesuchenden Menschen zu viel; sie wolle Dienst in der Stadt nehmen und sich zwingen zu essen und zu trinken wie andere Menschen, aber der Vater halte sie gewaltsam zurück."

„Ich will einmal selbst mit ihr sprechen," nahm Fräulein Münzer wieder das Wort: „vielleicht haben Sie die Güte, mich zu begleiten; aber ich möchte vorher den Rath des Erzbischofs einholen, um mit meinen eigenen Rathschlägen nicht

irre zu gehen. Lieber Doktor," wandte sie sich dann an mich: „haben Sie schon von dem merkwürdigen Mädchen gehört, welches von nichts lebt als von Birkensaft, diesen nur wenige Wochen lang im Frühling genießt und das ganze übrige Jahr hindurch keinerlei Nahrung zu sich nimmt?"

„Nein," erwiederte ich, „die Geschichte ist mir eben so neu, wie sie mir unglaubhaft ist."

„Wir haben auch nicht eher daran geglaubt, als bis wir uns selbst von der Wahrheit überzeugt haben," sagte der Geheimrath. „Ich war selbst als Professor der Medicin mit bei der Prüfungscommission, welche den Fall zu untersuchen hatte, weil derselbe allerdings, als allen bekannten Lebensgesetzen widersprechend, als ein Ausnahmsfall, ja geradezu als ein Wunder erscheinen mußte."

„Aber wie war denn in diesem Falle eine genaue Untersuchung möglich?" fragte ich, erst den Geheimrath, dann die beiden berühmten Naturforscher groß ansehend, welche ihre Blicke auf den Teller gerichtet hielten, während der Geheimrath seine Augen voll auf mich richtete und ruhig antwortete:

„Wir führten die Untersuchung in einer so einfachen und sicheren Weise, daß der Ausgang

gar keinen Zweifel übrig lassen konnte. Wir sperrten nämlich das Mädchen zur Zeit des Birkensaftes drei Wochen lang in ein hochgelegenes Zimmer ein, versiegelten das Fenster, verschlossen die Thür und ließen dem Mädchen nichts als Birkensaft zur Nahrung."

„Das ist buchstäblich so" — fiel hier ein anderer alter Herr aus der Gesellschaft mit schrill quieckender Stimme ein — „wir haben die Jungfrau eigenhändig verschlossen und versiegelt; es ist buchstäblich so, wie Collega X. sagt, ich war auch mit in der Commission."

„Ich hatte große Mühe, bei diesen Worten des hochangesehenen alten Herrn das Lachen zu unterdrücken, aber es gelang mir, und ich fragte so ernsthaft wie möglich weiter: „Und wie war das Resultat der Untersuchung?"

„Das Mädchen sah nach Ablauf der drei Wochen eben so gesund und blühend aus, wie zuvor," erwiederte der Geheimrath.

„Eben so gesund und blühend wie zuvor!" quieckte sein alter Prüfungsgenosse.

„Und Sie glauben wirlich, daß sie dann im Verlauf des ganzen Jahres keine Nahrung mehr zu sich genommen habe?"

„Ich bin fest davon überzeugt," sagte der Geheimrath.

„Fest überzeugt, das ist buchstäblich wahr!" fügte der Andere hinzu.

„Der Nuntius hatte, wegen seiner sehr dürftigen Kenntniß des Deutschen, die Geschichte nicht recht verstanden; seine Nachbarin übersetzte sie ihm nun in's Französische. Er hörte andächtig nickenden Hauptes zu und erzählte dann eine ähnliche Wundergeschichte, die sich, nach seiner Versicherung, kurz vor seiner Abreise aus Italien, in der römischen Campagna zugetragen hatte.

„Das Dîner ging hiernach bald zu Ende. Beim Nachhausegehen führte mich mein Weg mit Professor von Schubert zusammen. Ich fragte ihn, ob Fräulein Münzer schon lange der katholischen Kirche angehöre. Er antwortete, soviel er wisse, sei sie öffentlich erst nach dem Tode ihres Vaters, vor kaum zwei Jahren, übergetreten, heimlich habe sie der Kirche schon seit dem frühen Tode ihres einzigen Bruders angehört. Er fügte hinzu, die Sache habe, weil sie die Erbin eines so kolossalen Vermögens sei, viel Aufsehen gemacht, indeß wisse man ihr, bei der wohlthätigen Verwendung die sie von ihren großen Mitteln mache, nichts Anderes vorzuwerfen, als daß sie mit zu großem Eifer

Proselytenmacherei treibe und die unglaublichsten Summen opfere um irgend eine beliebige Ketzerseele von der ewigen Verdammniß zu retten. Die glücklich zu Stande gebrachte Bekehrung eines heruntergekommenen russischen Fürsten Namens Wussin, den sie in Rom kennen lernte, solle ihr über fünfzigtausend Thaler gekostet haben. „Sie haben wohl — sagte Schubert — heute bei Tisch den bleichen und schweigsamen Marquis von Brignac bemerkt. Dieser junge Mann, noch vor Kurzem der ausschweifendste Freigeist, dem nichts heilig war, weder im Himmel noch auf Erden, ist unter dem Einfluß des Fräulein von Münzer plötzlich so in sich gegangen, daß er der Welt und ihren Freuden ganz den Rücken gekehrt hat, um sich auf den Eintritt in ein Kloster vorzubereiten." —

„Doch ich fürchte," sagte der Philosoph, sich eine Cigarre anzündend, „meine Geschichte fängt an Sie zu langweilen."

„Im Gegentheil," erwiederte Heinrich Walter, „ich bin Ihnen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt. Ihre Erzählung interessirt mich mehr, als ich Ihnen sagen kann. Von dem Fürsten Wussin habe ich schon früher gehört; können Sie mir Näheres über ihn mittheilen?"

„Ich lernte ihn bald darauf persönlich kennen, bei einem ähnlichen Dîner wie ich vorhin geschildert habe. Es war erst meine Absicht mich ganz von dem Verkehr mit Fräulein Münzer zurückzuziehen, da ihr Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche uns doch innerlich einander entfremdet hatte, allein sie suchte meinen Umgang mit einer Hartnäckigkeit, der ich auf die Länge um so weniger widerstehen konnte, als sie nicht undeutlich merken ließ, ich ziehe mich nur deshalb zurück, um ihrem Einflusse nicht zu unterliegen. Sie fühlte sich jetzt nämlich in einer so gesicherten Machtstellung, daß sie glaubte, es mit Jedem aufnehmen zu können, und gestand mir offen, daß sie Alles daran setzen werde, mich zu bekehren, was ihr über kurz oder lang unfehlbar gelingen müsse, da alle Anlagen zu einem guten Christen in mir vorhanden seien. Dieses energische Bestreben, meine Seele für den katholischen Himmel zu retten, war mir interessant und so begab ich mich denn ruhigen Gemüthes in die Gefahr. Bei meinen Unterhaltungen mit der gläubigen Dame war fast immer Fürst Wussin zugegen, ein Mann in schon vorgerückten Jahren, aber noch jugendlich elastisch in seinen Bewegungen, höchst sorgfältig in seiner Toilette, durchaus weltläufig in seinen Verkehrsformen und von un-

glaublicher Zungengeläufigkeit, gleichviel ob er französisch, deutsch oder italienisch sprach. Auch fehlte es ihm nicht an Kenntnissen, welche freilich mehr in die Breite als in die Tiefe gingen. Er kannte die politischen und socialen Zustände Deutschlands, besonders auch unser Universitätsleben sehr genau und ich hörte von verschiedenen Seiten, daß er früher lange Jahre als geheimer Berichterstatter über die fortschrittliche Bewegung im Dienste der russischen Regierung gestanden, auch mit Kamptz in näheren Beziehungen gewesen sei und durch seine Denunciationen viel Unheil angerichtet habe. Mir schien das sehr glaubwürdig, denn er sah ganz aus wie ein vornehmer Spion und hatte in seinem Wesen etwas Unstätes, innerlich Haltloses; auch seine dunklen, verschleierten Augen, wovon das eine etwas schielte, waren nichts weniger als vertraueneinflößend. Trotzdem galt er bei den Damen für unwiderstehlich, was sich durch seine äußerlich vollendet feine Art mit ihnen umzugehen, sowie durch seine blendende Unterhaltungsgabe und endlich durch einen gewissen mystischen Nimbus der ihn umgab, sehr wohl erklären ließ. Ich bemerkte bald, daß Fräulein Münzer, während sie ihn zu beherrschen glaubte, ganz und gar von ihm beherrscht wurde.

Er war aus dem Holze, aus welchem man die römischen Prälaten schnitzt, und es sollte mich nicht wundern, wenn ich ihn eines Tages als Cardinal wiederfände. So lange Fräulein Münzer unter seinem unmittelbaren Einflusse stand, befand sie sich in fortwährender fieberhafter Aufregung und böse Zungen behaupteten, erst während seines Umgangs mit ihr sei sie so abgemagert. Thatsache ist, daß ich sie ein halbes Jahr nach seiner Abreise von München viel ruhiger und besser aussehend fand, obgleich sie immer noch mit Begeisterung von ihm sprach. Er mußte im Dienste der Propaganda nach Rom, hatte aber Hoffnung, bald auf längere Zeit nach Deutschland zurückzukehren, wo inzwischen Fräulein Münzer das Feld ihrer bekehrenden Wirksamkeit beträchtlich erweitert haben soll. Vor einigen Jahren hat sie nicht weit von hier, an der westfälischen Grenze, ein altes Schloß angekauft und darin eine eigene Art von Erziehungsanstalt gegründet, wo arme protestantische Mädchen unentgeltlich Unterricht und Verpflegung finden, um so allmählich für die alleinseligmachende Kirche gewonnen zu werden. Daneben hat sie eine Villa erbaut, wo sie ein paar Monate des Sommers zubringt und, wie in der Stadt, großartig gastlichen Verkehr

hält. Ich hatte sie lange nicht gesehen, als ich ihr gestern zufällig im Gasthofe „zum Löwen" begegnete. Sie war eben im Begriff zum katholischen Geistlichen zu fahren, hoffte mich im Laufe des Tages noch zu sprechen und lud mich für jeden Fall dringend ein, sie in ihrer neuen Villa zu besuchen."

So weit war Dr. Melchior Lebrecht in seiner Erzählung gekommen, als die beiden Wanderer das Dorf erreichten, wo der vorausgeschickte Einspänner hielt, den sie nun ohne Aufenthalt bestiegen, um möglichst rasch nach Fliegenberg, der nächsten kleinen Stadt, zu gelangen, wo Mittagsrast gehalten werden sollte. Sie waren Beide müde vom Gehen; die Sonne brannte schon sehr empfindlich und ihre Strahlen schossen den Reisenden gerade in's Gesicht, so daß sie Mühe hatten, sich dagegen zu schützen, und den Weg bis Fliegenberg entsetzlich lang fanden. Die Gegend wurde reizloser und die Unterhaltung gerieth bald in's Stocken. Erst in der Nähe des Städtchens eröffnete sich wieder eine freundlichere Aussicht auf das waldreiche Hügelland, welches die Besitzungen des Grafen von Karlsburg umschloß, wohin wir unseren Reisenden einen Augenblick vorauseilen wollen, während

sie im Gasthof „zur goldenen Gans" in Fliegenberg ihr Mittagsmahl einnehmen und sich durch ein kurzes Schläfchen zur Weiterfahrt rüsten.

Fünftes Kapitel.

Wir wechseln, wie 's im Leben pflegt zu gehen,
Das Frohe mit dem Ernsten ab.

Gotter.

Ihr' Jedes hat
Von Feenwat
Ein köstlich Schauben.
Ring, Ketten, gülden Borten.
Heidnisch war der Frauen Gewand.

Wunderhorn.

Die von hohem Felsrücken weit in's Land hinausschauende alte Karlsburg stand seit den Franzosenkriegen unbewohnt und schmückte jetzt das Land nur noch als schöne Ruine. Schon zu der Zeit, da sie noch bewohnt war, hatte sich ein Zweig des alten Stammes, der von der Burg seinen Namen trug, weiter unten in einem freundlichen, von prächtigen Eschen bestandenen Thalgrunde angesiedelt und dort ein behäbiges, gemüthliches, aber völlig prunkloses Wohnhaus erbaut,

welches, weil der stolze Titel Schloß dazu nicht paßte, einfach „das Herrenhaus" hieß und im Laufe der Zeit, hauptsächlich durch die großartige Gastfreundschaft des jetzigen Besitzers, weit und breit als „das Herrenhaus im Eschenwalde" bekannt wurde.

Gerade um dieselbe Zeit als unsere Reisenden in Fliegenberg der Mittagsruhe pflogen, herrschte vor dem Herrenhause im Eschenwalde ein reges Treiben und Leben.

Eine bunte Menge junger, phantastisch gekleideter Herren und Damen, darunter einige von auffallend hübscher Erscheinung, umstand in lebhaft bewegten Gruppen und offenbar in der heitersten Stimmung von der Welt ein paar mit allerlei wunderlichem Geräth bepackter Esel, deren mürrisches Aussehen seltsam contrastirte mit den bunten Kränzen, die man ihnen wie Halskrausen umgethan hatte. Jeder der beiden Esel suchte fortwährend, unter heimtückischen Ohrenbewegungen, am Kranze des andern zu zerren und zu nagen, zum lauten Ergötzen der umstehenden Gesellschaft, die aus dem Lachen und Kichern nicht herauskam, während die Treiber, ein paar frische, barfüßige Bauerjungen, ihre liebe Noth hatten, die mißgelaunten, störrischen Thiere auseinander

zu halten, und dabei ein möglichst ernsthaftes Gesicht zu machen suchten.

In einiger Entfernung von diesen Gruppen, zwischen den mächtigen Stämmen der herrlichen Kastanienallee, welche den nach englischer Art vielbetretenen und dabei üppig gedeihenden großen Rasenplatz der Breite nach durchschnitt, standen Mädchen und Knaben aus dem Dorfe, die vor Staunen nicht wußten, was sie zu dem fremdartigen Anblick, dessen Mittelpunkt die beiden bekränzten Esel bildeten, sagen sollten.

Inzwischen gesellten sich, aus dem Herrenhause kommend, zu den Gruppen auf dem Rasen verschiedene ältere Damen und Herren in einfacher Sommertracht. Auch sie konnten sich bei dem Anblick der bekränzten Esel, die unter ihrer Last bei der Mittagshitze immer ungeberdiger wurden, und der phantastisch gekleideten jungen Leute, unter welchen einige den Kinderschuhen kaum entwachsen waren, des Lachens nicht erwehren.

„Nun, wird nicht bald aufgebrochen?“ fragte ein ganz weißgekleideter, wohlbeleibter, dickhalsiger Herr mit fetter Stimme. „Die Sonne brennt einen bis in die Fußsohlen heute,“ fuhr er fort, seinen Panama lüftend und sich mit einem hell-

seidenen Tuche die Schweißperlen von der Stirn wischend.

„Sind wir denn schon Alle beisammen?" erscholl eine andere mächtige Stimme aus der Gesellschaft.

„Nein!" antwortete ein schlankes, feingegliedertes Herrchen mit dünner Stimme und entschieden holstein'schem Accent: „Comteß Clara fehlt noch, und der Captain und Urdietrich."

„Den Captain hab' ich vorhin im Park gesehen," hub der Dicke wieder an: „da kommt er eben um die Ecke!"

Aller Augen wendeten sich dorthin, weil die ganze Gesellschaft immer ihren Spaß daran hatte den eigenthümlichen Gang des Captain zu beobachten, der, wenn er um eine Ecke bog, immer auf das Genaueste den spitzen Winkel dieser Ecke beschrieb. Im Bogen zu gehen, war ihm unmöglich. Ueberhaupt war er eckig und steif in seinen Bewegungen und schien förmlich etwas darin zu suchen, um sich ein englisches Ansehen zu geben. Er hatte früher, als geborener Hannoveraner, unter Wellington gedient, stand seitdem auf Halbsold und nahm es übel, wenn man ihn anders, als Captain nannte, mit englischer Aussprache.

Kaum hatte der Captain sich unter die Ge-

sellschaft gemischt, als auch Comteß Clara aus dem Herrenhause kam und hinter ihr eine Gestalt mit einem Eselskopf, dessen Ohren sich auf und nieder bewegten, der leibhaftige Zettel aus dem Sommernachtstraum. Alle — bis auf den Captain, der das Lachen für unanständig hielt — brachen bei seinem Erscheinen in lautes Gelächter aus und waren neugierig, welchen Eindruck er auf die wirklichen Esel machen werde. Diese verhielten sich jedoch merkwürdig ruhig dabei und sahen sich an, wie in stillem Uebereinkommen, von dem zweibeinigen Collegen gar keine Notiz zu nehmen.

„Philipp!" rief die Comteß einem im Hausflur stehenden Diener zu, „der Teppich aus meinem Zimmer fehlt noch: bringen Sie ihn schnell herunter, wir wollen ihn auf einen der Esel packen."

Philipp gehorchte dem Befehle und kam eben mit dem Teppich angeschleppt, als ein ältlicher, sehr einfach gekleideter Herr aus dem Gebüsch des nahen Parkes hervortrat und, ohne die Gesellschaft zu begrüßen, mit einigermaßen ärgerlicher Stimme zu Comteß Clara sagte: „Nun, was hast Du wieder Alles hinter meinem Rücken angestellt? Was soll der närrische Aufzug?"

„Ach, liebes Papachen," antwortete sie ein-

schmeichelnd, „wir erwarteten Dich nicht zurück vor Abend. Du sagtest mir ja, daß Du den ganzen Tag bei den Arbeitern auf der Chaussee bliebest, und da wollten wir Deine Abwesenheit benutzen, um bei dem schönen Wetter den Sommernachtstraum im Walde zu probiren, genau so, wie ihn uns Ludwig Tieck neulich vorgelesen hat."

„Dummes Zeug," sagte er, „das bringt Ihr ja gar nicht fertig ohne mich."

„Wir wollten Dir eine Ueberraschung damit bereiten, liebes Papachen!"

„Eine schöne Ueberraschung!" brummte er, sichtbar schon etwas milder gestimmt. „Nun, in Gottes Namen denn! Vielleicht komme ich später auch noch auf ein Stündchen hinaus in den Wald, um zu sehen, ob Ihr Eure Rollen ordentlich gelernt habt. Aber was ist das?" hub er ärgerlich wieder an: „der schöne Smyrnaer Teppich kommt nicht mit!"

„Wir brauchen ihn, lieber Papa! Ich werde schon Sorge tragen, daß er nicht verdorben wird."

„Nichts da! Du bist mir die Rechte! — Marsch hinauf mit dem Teppich!" herrschte er Philipp an, der sofort dem Befehl seines Herrn gehorchte, während Clara dem neben ihr stehenden Zettel zuflüsterte: „Thun Sie jetzt den Eselskopf ab,

Urdietrich, schleichen Sie in's Haus und werfen Sie den Teppich wieder aus meinem Fenster hinaus. Du, Conrad," wandte sie sich dann an den Holsteiner, der ein Vetter von ihr war, „stellst Dich dort in's Gebüsch und warteſt, bis Urdietrich den Teppich aus dem Fenster geworfen, um ihn uns dann durch einen Burschen aus dem Dorfe nachtragen zu lassen."

Derweil dies leise gesprochen wurde, sagte der alte Herr laut: „Ich bin auf ein Stündchen nach Hause gekommen, um ein wenig auszuruhen. Es ist mir da draußen zu heiß geworden und ich habe vorige Nacht schlecht geschlafen. Die Arbeiter haben alle nöthigen Weisungen von mir erhalten, und können heute ohne mich fertig werden. Später folge ich Euch in den Wald. Es wird sich mit Eurem Probiren wohl etwas in die Länge ziehen. Ich werde das Dîner auf sieben Uhr bestellen; aber daß mir bis dahin Keiner fehlt!"

Nach diesen Worten ging der von Wuchs nicht große, aber doch ganz stattlich aussehende alte Herr, zu dessen schneeweißem Haar und freundlichen blauen Augen das zornige Aussehen gar nicht passen wollte, in's Haus, scheinbar mit sich selbst sehr zufrieden, daß seine Tochter, die ihn sonst ganz nach ihrem Willen lenkte, diesmal seinem

Verbot, den neuen Teppich mitzunehmen, sich so folgsam gezeigt hatte.

Inzwischen stand Baron Konrad schon im Gebüsch an der andern Seite des Hauses zum zweiten Stock hinaufspähend, wo alsbald ein Fenster sich öffnete, aus welchem das sonnverbrannte, von starkem Haupt- und Barthaar schwarz eingerahmte Gesicht Urdietrich's hervorlugte und dann im Handumdrehen der Teppich heruntergeflogen kam, der nun auf einem kleinen Umwege durch einen stämmigen Bauerburschen zu der Lichtung des nahen Waldes getragen wurde, wohin die Gesellschaft sich in Bewegung gesetzt hatte, und wohin ihr auch Baron Konrad und Urdietrich jetzt folgten.

„Wissen Sie nicht," fragte Letzterer, „warum Fräulein Hertha nicht von der Partie ist?"

„Ihr Vater will nicht, daß sie Komödie spiele," antwortete Baron Konrad: „er fürchtet, es könnte ihr den Kopf verdrehen. Doch hat sie meiner Cousine versprochen, wenn irgend möglich, sich unsere Künste ein wenig mit anzusehen. Ihr Vater ist auf der Jagd und da hofft sie sich auf ein Stündchen unbeachtet vom Hause entfernen zu können."

Urdietrich's bis dahin melancholisches Gesicht

nahm bei dieser Nachricht einen freundlicheren Ausdruck an. Fräulein Hertha, eine Verwandte des Karlsburg'schen Stammes, hauste mit ihrem etwas menschenfeindlichen Vater auf einer alten, unheimlichen, etwa eine Stunde vom Herrenhause im Eschenwalde gelegenen Burg, an welcher der Weg uns jetzt vorüberführt, wenn wir, mit Umgehung der großen Heerstraße, nach Fliegenberg zurückkehren, um unsere beiden Reisenden nicht aus den Augen zu verlieren.

Sechstes Kapitel.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.

Eichendorff.

Doch schaut, welch' Bildniß reitet durch den Wald?
Ist's eine Jäg'rin die dem Wild nachrennet?
Die Krieges göttin die im Zorn entbrennet,
Den Feind verfolgt mit siegender Gewalt?

Tieck.

Die Reisenden fanden im Gasthofe „zur goldenen Gans" eine förmliche kleine Table d'hôte, bestehend aus ein paar jungen Beamten, einem wohlgenährten Pächter und einem alten reichen Bauer aus der Schwelm, den Geschäfte nach Fliegenberg geführt hatten. Heinrich Walter war schweigsam und in sich versunken, während Dr. Melchior Lebrecht bald gemüthlich an der Unterhaltung theilnahm, welche sich um die Antritts-

predigt des neuen Pfarrers drehete, der in frommem Eifer gegen die heillosen Bestrebungen der Neuzeit gedonnert hatte, die vom Himmel ablenkten, um sich ganz auf das Irdische zu richten, uneingedenk der Worte des Heilands: „Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet, auch nicht für Euren Leib, was Ihr anziehen werdet," und so fort. Statt Gott in inbrünstigem Gebete um Erntesegen anzuflehen, suche man Ihm in's Handwerk zu pfuschen durch Anwendung von allerlei künstlichen Mitteln zur Verbesserung des Bodens, ohne zu bedenken, daß Gott in seiner Allmacht den Acker fruchtbar machen könne ohne Zuthun durch Menschenhand. Aber man sei schon so tief gesunken, daß man in frevelhafter Verblendung künstlichen Dünger für wirksamer halte, als Gebete...

„Der Pfarrer hat Recht," sagte Dr. Melchior, „wenn er seine Gemeinde zur Frömmigkeit und zu innigem Gottvertrauen anhält, denn das ist der Trost und die Seele des Lebens, aber er hat Unrecht, wenn er den Landmann abhalten will durch alle Mittel, welche Erfahrung und Wissenschaft an die Hand geben, den Werth und Ertrag seines Ackers zu erhöhen. Man kann zugleich ein frommer Christ und ein sehr verständiger Land-

mann sein, ja: je verständiger der Mensch ist, desto mehr wird er im Sinne Gottes handeln, nach welchem redliche Arbeit die Grundbedingung wahren Glückes ist und Trägheit die Quelle aller Thorheit, denn mit Beten allein ist's nicht gethan."

Der alte Bauer nickte zustimmend und der Pächter sagte: „Ja, so ein Pfarrer hat gut predigen, wo ihm Niemand widersprechen darf: sonst würd' ich ihm schon ein Licht aufgesteckt haben."

„Der Pfarrer meint es so schlimm nicht: seine Predigt war mehr darauf berechnet, nach oben hin zu gefallen, als nach unten. Er muß sich der herrschenden Richtung fügen, wenn er vorwärts kommen will," bemerkte einer der jungen Beamten.

„So ist es," nickte der alte Bauer, „wir kennen das schon." Und er trank in einem Zuge den Rest seiner Flasche aus, wie zur Bekräftigung seiner Worte.

Der dicke Pächter, der von seinem Sitze aus auf die Straße sehen konnte, bemerkte, wie sich im gegenüberliegenden Häuschen ein Fenster öffnete, aus welchem ein flachshaariger, ziemlich kümmerlich aussehender Mann sich vorbeugte. „Nun sehen Sie einmal, Herr Assessor," sagte der Pächter

zu einem der Beamten: „da liegt schon wieder der Moritz im Fenster und bohrt sich mit einer Federspule im Munde herum, als ob er Fleisch gegessen hätte. Der närrische Kerl kann das Renommiren doch nicht lassen!“

Der Assessor blickte hin und lachte. Dr. Melchior Lebrecht blickte ebenfalls hin, konnte aber an der kümmerlichen Erscheinung des Flachskopfes nichts entdecken, was irgendwelchem Renommiren ähnlich sah, oder zum Lachen reizte.

„Womit renommirt denn der Mann?“ fragte er den Pächter.

„Nun, mit seinem Zahnstocher! Er legt sich immer zur Mittagszeit damit in's Fenster und bohrt an seinen Zähnen herum, um die Leute glauben zu machen, er habe Fleisch gegessen.“

„Und warum sollte er nicht Fleisch gegessen haben?“

„Weil er keins hat. Er ist ein armer Schlucker, dem selten etwas Ordentliches durch die Zähne geht,“ lachte der Pächter.

Dr. Melchior sah seinen Freund an, dessen Blicke ihm schon begegneten, in einer Weise, daß dem Pächter das Lachen verging. Die Stammgäste entfernten sich bald, nur der alte Bauer blieb sitzen und ließ sich noch einen Schoppen

geben. Er schien ein besonderes Wohlgefallen an den beiden Freunden zu finden. Als diese dann Anstalt machten, sich auch zurückzuziehen, setzte der alte Bauer seinen Hut auf, trat vor sie hin und zog den Hut sehr devot wieder ab, worauf er das Zimmer verließ.

„Warum setzte der alte Mann seinen Hut vor dem Abschiede erst noch einmal auf?" fragte Heinrich Walter.

„Er wollte uns dadurch eine besondere Ehre anthun," erwiederte Dr. Melchior, „er wollte gleichsam sagen: Ihr seid Männer, vor denen ich den Hut abziehe! Aber dazu mußte er den Hut erst aufsetzen."

„Der alte Mann hat mehr Zartgefühl als die Anderen: er lachte nicht mit dem Pächter. Die Geschichte mit dem Zahnstocher hat mir zu denken gegeben," sagte Heinrich Walter.

„Sie ist auch ganz dazu angethan," erwiederte der Philosoph.

* * *

„Wie weit haben wir noch bis Wodenhausen?" fragte Heinrich Walter den Wirth, nachdem die Wanderer ein halbes Stündchen Mittagsruhe gehalten.

„Wenn Sie auf der Chaussee bleiben, fünf gute Stunden, aber Sie können über eine Stunde abschneiden, wenn Sie den alten Waldweg an der Karlsburg vorbeifahren, der über die Wodansberge führt. Da müßten Sie dann freilich eine gute Strecke zu Fuß gehen, aber es lohnt sich der Mühe, denn bis hinauf haben Sie Schatten und oben giebt es schöne Aussichten."

„So schlagen wir den Waldweg ein," sagte Heinrich, „wir können dann bis sieben Uhr in Wodenhausen sein."

„Wodansberge, Wodenhausen, das weist ohne Zweifel noch auf Wuotan zurück," bemerkte Dr. Melchior.

„Gewiß," erwiederte Heinrich Walter, „wir haben hier zu Lande noch eine Menge Benennungen aus der vorchristlichen Zeit."

„Mir fällt dabei Schelling's Ausspruch ein: die Sprache sei nur eine verblichene Mythologie."

„Das klingt bedeutender als es ist, ich glaube nicht, daß die Götterverehrung vor der Sprache entstanden ist."

„Warum sollte sie das nicht? Warum sollten die heiligen Schauer, welche die Stille des Waldes in uns weckt, oder das Gefühl des Unendlichen, das uns beim Anblick des Meeres oder des

Sternenhimmels beschleicht, nicht schon die Brust der Menschen bewegt haben, als sie noch keinen Ausdruck dafür gefunden hatten? Ist doch selbst die reichste Sprache heute noch zu arm, um jedem Aufschwung und Wechsel unserer Ahnungen, Gefühle und Stimmungen ebenbürtigen Ausdruck zu leihen."

„Weil wir noch andere Mittel des Ausdrucks haben als die Sprache, und zwar nicht blos in der Kunst. Wir können schweigend im Walde nebeneinander herwandeln und uns doch verstehen, uns durch flüchtig gewechselte Blicke mehr sagen, als Worte zu sagen vermögen. Aber würden wohl zwei Holzhauer, die mit der Axt durch den Wald an ihre Arbeit gehen, dieselben feierlichen Empfindungen haben wie wir? Die Wodansberge weckten in Ihnen die Erinnerung an Wuotan und an die ganze altnordische Götterwelt ebenso wie in mir. Für die Holzhauer würde das Wort ein todter Schall sein, für uns ist es ein Zauberwort, bei dessen Klange sich unsere Phantasie mit hehren Gewalten belebt, mit welchen wir unwillkürlich wieder Wald, Berg und Luft beleben, indem wir unsere Vorstellungen, welche die Geistesblüthe von Jahrtausenden vergegenwärtigen, in unsere Umgebung hineintragen und

diese dadurch erst recht zu einem Heiligthum machen. Ich errinnere mich aus meiner Kindheit eines kleinen Erlebnisses, an welches ich später bei meinem Aufenthalt unter halbwilden Völkern oft habe denken müssen. Ich hatte ein kleines Stück Gartenland angewiesen bekommen, welches ich selbst bebauen sollte. Die Arbeit machte mir viel Freude, und das Heranwachsen meiner eigenen Sämereien erschien mir jeden Tag als ein neues Wunder. Auf ein Beet hatte ich unter Anleitung meines Vaters Kresse gesäet, in Gestalt meines Taufnamens, und die Augen gingen mir über, als ich eines Morgens die ersten grünen Spuren der Buchstaben entdeckte. „Sieh mal, Johann," sagte ich zu dem Hausknecht, der im Garten arbeitete, „sieh mal, wie wunderbar: gestern war nichts zu sehen und heute steht mein Name grün auf dem Beete!" „Wat is'n dabi wunderbar?" erwiederte er, „it mott ja heruter, dat is doch ganz natürlich!" Er hielt meine Gefühlsäußerung für ein entschiedenes Zeichen von kindlicher Dummheit. Diese nüchterne Hausknechtsanschauung habe ich später auch unter den sogenannten Naturvölkern gefunden, während Unsereinem alles Werden und Wachsen wunderbar ist und bleibt."

„Das ist richtig," nickte Dr. Melchior, „ich

habe Aehnliches genug erlebt in meinem heimatlichen Dorfe. Alles was in der Entwicklung des Geistes über den platten Verstand hinausgeht, gilt diesem zunächst für Dummheit."

„Die Naturvölker," nahm der Andere wieder das Wort, „wie überhaupt die Menschen auf niederiger Stufe, sind sich der Abhängigkeit von der Natur bewußt, denn sie wurzeln darin, aber es führt sie das nicht zum Bewußtsein eines Höheren."

„Ich bin heute wenig zum Philosophiren aufgelegt," sagte Dr. Melchior, „dieser schöne Wald nimmt meine Sinne ganz gefangen. Sehen Sie nur die prächtigen blanken Buchen hier, und da oben die dunklen Kieferngruppen mit ihren sonnigen Stämmen! Merkwürdig, daß wir noch keinem lebenden Wesen begegnet sind."

„Der Wald liegt so still, als ob er verzaubert wäre, selbst die Vögel singen nicht, aber es athmet sich wonnig hier."

In solcher Unterhaltung waren die Wanderer bis zum Fuße des kleinen Wodansberges gekommen, den sie zu übersteigen hatten um ihren Wagen wiederzufinden, welcher zur Umgehung der Höhe einen Umweg nehmen mußte. Sie übereilten sich beim Aufsteigen nicht, sondern blieben

öfter stehen um Umschau zu halten, da die Aus=blicke immer schöner wurden. Heinrich Walter kam zuerst auf dem breiten Bergrücken an, der wie eine Insel aus grünem Meere emporstieg und rundum anmuthige, wenn auch nicht gerade groß=artige Fernsichten bot. Auf der einen Seite gähnte eine weite, tiefe, von unten bis oben mit dunklem Nadelholz und Strauchwerk bekleidete Schlucht, hinter welcher wunderlich gezackte Felsen auf=ragten; auf der andern Seite tauchte das Auge in weitem Umkreise in üppiges Waldesgrün, be=grenzt von lichten Höhenzügen am Horizonte und hin und wieder unterbrochen durch einen einsamen Bergkegel als Träger einer alten Burg oder Ruine. Links von der dunklen Schlucht, nach Westen zu, erspähete Heinrich Walter eine eben im vollen Glanze der Sonne wellenförmig sich dehnende Lichtung im Walde, nur von niedrigem Gebüsch spärlich unterbrochen, zwischen welchem sich seltsame Gestalten in weithin schimmernden Gewändern zu bewegen schienen. Anfangs kam es ihm vor, als wären dort rothe, blaue und weiße Zelte unter den Bäumen aufgeschlagen, denn diese Farben konnte er deutlich unterscheiden, aber da sie bald verschwanden, bald an anderen Stellen wieder auftauchten, so schloß er, daß es

wandelnde Gestalten sein müßten, deren Umrisse jedoch wegen der weiten Entfernung und des blendenden Glanzes der Sonne nicht zu erkennen waren. Er rief seinen Freund herbei und machte ihn auf die wundersame Erscheinung aufmerksam. Dr. Melchior putzte seine Brille, sah eine Zeitlang scharf nach der Lichtung hin und sagte: „das kommt mir vor wie ein Lichtbild aus der Feenwelt. Dort scheinen Elfen ihren Reigen zu halten. Wir haben die Geister der Sage heraufbeschworen, und da sind sie am hellen Tage, den sie sonst zu meiden pflegen."

„Scherz bei Seite," sagte Heinrich Walter, „das kann doch kein Truggebilde unserer Einbildung sein."

„Nein, es sind wandelnde Wesen, aber ob Lichtgestalten oder Wesen von Fleisch und Blut, läßt sich von hier nicht erkennen," erwiederte Dr. Melchior.

„Jetzt hab' ich's!" rief der Andere: „es wird eine Zigeunerbande sein!"

„Das wäre möglich, aber ich glaub's doch nicht," sagte Dr. Melchior, noch einmal scharf hinspähend, „denn was ich dort sehe, hat keinen zigeunerhaften Anstrich."

„Aber was kann es denn sein?"

„Steigen wir hinunter vom Berge, um es näher anzusehen, wenn es nicht bei unserem Nahen in Luft verschwindet. Dort unten, links von der Lichtung, schlängelt sich der Fahrweg hin, dort müssen wir auch unsern Wagen treffen.“

Sie hielten sich beim Hinabsteigen keinen Augenblick auf und waren in kaum einer Viertelstunde unten, wo der Wagen sie schon erwartete. Sie ließen ihn vorausfahren und gingen zu Fuß hinterher. Der Weg lief immer noch abwärts und zwar an einer Stelle so tief, daß der Kutscher es für nöthig fand, den Hemmschuh anzulegen. Doch hatte er den Wanderern, die vor einer von hohen Felsen fern herragenden Burg stehen geblieben waren, schon einen so weiten Vorsprung abgewonnen, daß sie gar nicht bemerkten, wie er, unten angelangt, den Hemmschuh wieder abnahm und munter weiter fuhr. Ihre Aufmerksamkeit war auf etwas ganz Anderes gerichtet. Durch die Stille des Waldes erscholl, aus der Richtung von der fernliegenden Burg her, Pferdegetrapp und Hundegebell, als ob ein ganzer Jagdzug im Anzuge wäre. Bald entdeckten sie auf dem Waldwege, der sich von der Burg herabschlängelte, eine Reiterin, die mit einer Kühnheit von der Höhe herunterſprengte, als ob sie auf

ebener Rennbahn ritte. Jetzt verschwand sie ein Kurzes hinter den Bäumen, dann kam sie wieder zum Vorschein und war bald unseren Freunden so nahe, daß diese zur Seite sprangen um ihr zeitig Platz zu machen, die wie die Windsbraut einherbrauste.

„Wenn das keine Walküre ist," sagte der Philosoph, mit bewunderndem Auge nach ihr ausspähend, „so will ich nicht Melchior mehr heißen. Sehen Sie nur, sie führt noch ein Handpferd neben sich, um einen erschlagenen Helden von der Wahlstatt zu holen und nach Walhalla zu bringen."

„Eine wunderbare Erscheinung!" sagte Heinrich Walter.

Gleich darauf flog die Reiterin mit ihrem Handpferde und den bellenden Rüden vorüber und die erstaunten Freunde sahen ihr nach, wie einer überirdischen Erscheinung. Sie saß auf ihrem Schimmel wie damit zusammengewachsen, war von junonischem Wuchs und majestätischem, aber noch sehr jugendlichem Antlitz, ritt unbedeckten Hauptes, so daß die üppigen Locken ihr frei um den Nacken wallten, und trug ein helles Gewand, welches von den gewöhnlichen Reitkleidern der Damen sehr verschieden war.

„Es kommt mir wirklich vor, als wären wir in einen verzauberten Wald gerathen," hub Heinrich Walter wieder an: „die kann doch zu keiner Zigeunerbande gehören!"

„Nein, wahrhaftig nicht," bekräftigte Dr. Melchior Lebrecht. „Sie kam entweder dort oben von der alten Felsenburg heruntergeritten, oder geradezu aus den Wolken, die darüber hängen, denn so habe ich noch kein Burgfräulein reiten sehen."

„Ich auch nicht!" fügte der Andere lebhaft hinzu. „Wenn ein Dichter solche Erscheinung in einem Romane schilderte, so würde man es für Erfindung halten, und doch war, was wir gesehen haben, die leibhafte Wirklichkeit."

„Wer weiß?" sagte der Philosoph lächelnd, unsere Phantasie spielt uns oft seltsame Streiche!"

Während die beiden Freunde fortwandelnd sich in Vermuthungen und Betrachtungen über die wundersame Reiterin ergingen, hatte diese den arglos durch die Waldeinsamkeit dahin rumpelnden Wagen eingeholt, den der abspringende Kutscher sich vergebens bemühte, noch in Sicherheit vor der dahersprengenden wilden Jagd zu bringen. Der alte Gaul scheute, wurde störrisch, steckte den Kopf zwischen die Beine und, gleich-

als ob er's dann den vorbeirasenden Rossen und Rüden in verwegenem Laufe gleichthun wolle, rannte er, ehe der Kutscher sich wieder auf den Bock schwingen konnte, unter so tollen Sprüngen davon, daß der Wagen jeden Augenblick umzustürzen drohete und der Kutscher ihn nicht mehr einzuholen vermochte. Als die Reiterin unten am Waldsaume, unfern der Lichtung, Halt machte und einige schnell herzuspringende Herren — darunter Urdietrich — die schon lange nach ihr ausgespäht, ihr beim Absteigen halfen und die Pferde abnahmen, kam auch schon der führerlose Einspänner hinterhergerast und es gelang den sich ihm entgegenwerfenden Herren nur nach großen Anstrengungen den unbändigen Gaul zum Stehen zu bringen, nachdem durch den mächtigen Anprall an einen Baum ein Rad zerbrochen uud der Wagen umgestürzt war. Bald war der Kutscher, der sich in Verfolgung seines Einspänners ganz außer Athem gelaufen hatte, ebenfalls zur Stelle, und die schöne Reiterin entschuldigte sich bei ihm auf das Freundlichste, die Ursache des Unfalls gewesen zu sein. Der in diesem Augenblick herzutretende Graf Karlsburg hörte die Entschuldigung und sagte: „Mädchen, was hast Du mit Deiner Wildheit da wieder angerichtet! Kannst Du

Dich denn gar nicht gewöhnen, vernünftig zu reiten?"

„Sei nicht böse, liebes Onkelchen," erwiederte sie, ihm die Hand küssend, wonach er ihr sogleich einen Kuß auf den Mund drückte, „ich hatte es heute besonders eilig: ich sollte Papa zur Heimkehr von der Jagd ein Pferd nach der Mooshütte bringen, und da er mir nicht erlauben wollte, an Eurem Spiele im Walde theilzunehmen, so wollte ich wenigstens die Gelegenheit benutzen, noch ein Bischen davon zu sehen."

„Na, so geh' nur hin und sieh Dir's an," sagte er, „sie machen 's besser, als ich erwartet hatte."

Hertha ging sofort nach der Lichtung zu, wo sich die Spielenden keinen Augenblick hatten stören lassen, während Graf Karlsburg nach Leuten in's Dorf schickte, um den Wagen wieder in Ordnung bringen zu lassen. Er fragte den Kutscher nach den Namen seiner Passagiere, und als er von einem Herrn Walter hörte der nach Wodenhausen wolle, zweifelte er nicht, daß das der Sohn seines verstorbenen Freundes sein müsse, an dessen Schicksalen er immer lebhaften Antheil genommen hatte. Als er nun die beiden Wanderer herankommen sah, ging er ihnen entgegen und drückte, sich

ihnen vorstellend, sein Bedauern aus, daß ihrem Fuhrwerk auf seinem Grund und Boden ein Unfall zugestoßen sei. „Ich hoffe, meine Herren," sagte er, „daß Sie es nicht verschmähen werden, meine Gäste zu sein, bis Ihr Wagen wieder ganz in Ordnung gebracht ist. Ihnen, Herr Walter, sollte ich eigentlich böse sein, daß Sie an meinem Hause vorüberfahren wollten, ohne mir, als einem alten Freunde Ihres seligen Vaters, die Hand zu drücken."

„In Wahrheit, Herr Graf," erwiederte Walter, „war es meine Absicht, auf der Rückkehr von Wodenhausen, wo ich allerlei Dringendes mit meinem Oheim zu besprechen habe, mich Ihnen vorzustellen, als einen Schuldner, der Ihnen nie genug Dank zollen kann für alles Wohlwollen, das Sie meinem Vater bewiesen haben. Ich weiß..."

„Reden wir davon nicht," unterbrach ihn der Graf, „bei näherer Prüfung werden Sie bald finden, daß ich Ihrem lieben Vater weit mehr zu verdanken hatte und habe, als er mir. Wäre ich ihm vorangegangen, so würde das kein großer Verlust für ihn gewesen sein, denn was konnte er an einem unwissenden Landjunker, wie ich bin, verlieren; sein Verlust aber ist mir unersetzlich. Doch ich will heute keinen traurigen Gedanken

nachhängen, sondern mich unserer unverhofften Begegnung freuen. Als ich Sie zuerst aus der Ferne erblickte, kamen Sie mir ganz vor wie das verjüngte Bild Ihres Vaters, jetzt aber seh' ich, daß Sie einen mehr südländischen Anstrich haben, dunkleres Haar, dunklere Augen und auch einen schlankeren Wuchs als er hatte zu der Zeit, da ich ihn kennen lernte. Er mußte damals ungefähr so alt sein, wie Sie jetzt. Doch wir werden später Zeit finden mehr mit einander zu plaudern. Erlauben Sie mir jetzt, Sie zur Gesellschaft zu führen."

„Herr Graf, ich bin außer mir, Ihre so liebenswürdige Einladung für heute nicht annehmen zu können," sagte Walter, „mein Oheim erwartet mich heute Abend und wenn sich im nächsten Dorfe nicht ein Fuhrwerk auftreiben läßt, so muß ich die wenigen Stunden bis Wodenhausen noch zu Fuß machen."

„Das geb' ich auf keinen Fall zu. Eine Nacht müssen Sie wenigstens hier bleiben. Wegen Ihres Oheims seien Sie außer Sorgen: ich schicke gleich einen reitenden Boten zu ihm und lasse Sie entschuldigen. Der zerbrochene Wagen ist Grund genug zum Hierbleiben und außerdem kennt mich Ihr Oheim zu gut, um nicht zu wissen,

daß mir liebe Gäste, die ein glücklicher Zufall bringt, nicht sobald wieder entwischen dürfen. Sie, Herr Doktor," fuhr er, sich jetzt zu Melchior Lebrecht wendend, fort: „werden mich gewiß für einen alten Schwätzer halten und obendrein für recht unartig, daß ich Sie bis jetzt über unserem Freund Walter ganz vernachlässigt habe, aber ich hoffe, wir werden uns besser kennen lernen; einstweilen seien Sie mir herzlich willkommen!" Und den Worten folgte ein herzlicher Händedruck.

„Alles Gute und Liebe, das sie unserem Freunde Walter gesagt," erwiederte Dr. Melchior, „hat mich so gefreut, als hätte es mir selbst gegolten, und ich bitte Sie inständig, Herr Graf, sich meinetwegen nicht im Geringsten zu beunruhigen."

„Sie dürfen ihn beim Worte nehmen," ergänzte Walter, „denn mein Freund Melchior Lebrecht ist der selbstloseste Freund, den ich je gefunden: er denkt immer an sich zuletzt."

„Melchior Lebrecht? Das ist doch nicht Ihr Name? Der Kutscher nannte Sie mir als einen Herrn Dr. Lebert."

„Da hat er mich falsch buchstabirt," sagte der Philosoph lächelnd, „richtig ausgesprochen heiße

ich Melchior Lebrecht, wie ich leider nicht leugnen kann."

„Das ist ja ein sehr bekannter Name," hub der Graf wieder an, „am Ende habe ich gar das Vergnügen, den Verfasser der prächtigen Erzählungen aus dem schwäbischen Volksleben vor mir zu sehen?"

„Wenn das ein Vergnügen ist, so freue ich mich, es gewähren zu können," sagte der biedere Melchior. Es that ihm doch unendlich wohl, sich auch hier wieder durch seine Muse so freundlich eingeführt zu sehen, und er machte allerlei schlechte Witze, um seine Verlegenheit zu verbergen, bei den schönen Dingen, die er nun vom Grafen Karlsburg hören mußte. Dieser zog dann die Freunde mit sich in den Wald und sagte: „Wir wollen jetzt mit Vorstellungen keine Zeit verlieren, damit Sie noch etwas von einem Schauspiel sehen, welches in der Art seiner Aufführung jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich hat. Doch wir müssen uns eilen, denn das Spiel ging schon, als ich es verließ, mit starken Schritten seinem Ende entgegen."

Er führte sie an die Lichtung des Waldes, wo eben Oberon und Titania mit ihrem Zuge ankamen und vor dem sehr geschickt hergerichteten

Eingange zu einem Palaste sich anmuthig grup=pirten, wo Oberon mit edlem Anstande zu den ihn umgebenden lieblichen Gestalten sprach:

„Laßt das Haus von Licht erschimmern,
Denn die Glut will sich schon neigen;
Hüpft, ihr Elfen, in den Zimmern
Wie die Vögel in den Zweigen!
Stimmt in dieses Liedchen ein,
Schlingt den luft'gen Feenreihn!"

Als sich dann auch die schöne Titania hatte vernehmen lassen und, ihr folgend, Oberon seine Segens= und Weiherede gesprochen, trat Puck vor, eine wirklich elfenhafte Erscheinung, die mit kind=lich schelmischem Ausdruck und einer Stimme wie von reinstem Silberklang die gekürzten Schluß=verse an die Zuschauer richtete:

„Wenn dies Schattenspiel nicht Allen,
Wie wir's wünschten, hat gefallen:
Denkt, und Nichts ist dann versäumt,
Daß Ihr Alles nur geträumt.
Nehmt das luftige Gedicht
Für nicht mehr als Traumgesicht.
Wollt Ihr Nachsicht mit uns haben,
Bringen wir bald bess're Gaben —
Sonst sei Puck als Schelm verdammt...
Nun, gut' Nacht Euch allesammt!
Wenn Ihr uns liebt, rührt hübsch die Hände
Und macht dem Spiel ein fröhlich Ende!"

Dieser Aufforderung des lieblichen Puck kamen die Zuschauer mit einem Eifer nach, daß der ganze Wald von Beifallklatschen und Bravorufen wiederhallte und sämmtliche Spieler noch einmal aus den Buschcoulissen hervortreten mußten, um sich dankend zu verneigen. Es geschah das mit so feinem, ungekünsteltem Anstande und zugleich mit so waldfrischer Heiterkeit, daß unsern beiden Reisenden das Herz hoch dabei aufging. Besonders hatten sie ihre Freude wieder an dem zierlichen Puck, welcher diesmal ernst und gravitätisch wie ein Tambourmajor vor dem Zuge einherschritt, der in vier Gruppen geordnet zum Vorschein kam und ebenso wieder verschwand. Die erste Gruppe bildeten Oberon und Titania mit ihren Elfen und Feen; die zweite Theseus und Hippolyta mit ihrem Gefolge; die dritte der winzig kleine Demetrius mit der hochgewachsenen Helena, nebst dem riesigen Lysander mit der kleinen Hermia und ihrem Vater Egeus, die vierte endlich der geniale Zettel mit den tragirenden Handwerkern von Athen.

Im Gefolge der Hippolyta hatte Walter eine junge Dame von auffallender Schönheit und ernster Haltung bemerkt, welche den Zug nur so mitzumachen schien, ohne innerlich recht Theil an

der fast übermüthig heitern Stimmung der Anderen zu nehmen. So hatte er sich Lenoren gedacht nach der Schilderung, welche ihm Herr Wellkamp von ihr entworfen.

„Nun," redete der Graf die beiden Freunde an, als der Zug vorüber war, „was sagen Sie zu dem jungen Völkchen, welches auf eigene Faust unternommen, den „Sommernachtstraum" im Walde aufzuführen?"

„Ich kann nur sagen," erwiederte Walter, „daß ich ganz bezaubert bin von dem Wenigen, das mir noch vergönnt war, davon zu sehen. Mir war's bei dem Anblick wie ein schöner Traum, und es ist mir fast noch so. Der Eindruck, der sich hier meiner Seele und meinen Sinnen eingeprägt, wird mir unvergeßlich bleiben."

„Als wir," hub jetzt Melchior Lebrecht an, „als wir zuerst, vom Rücken des Wodanberges aus, den Wald hier so wundersam belebt sahen, glaubten wir in allem Ernst einen Märchenwald vor uns zu erblicken, wo Feen und Elfen ihren Zauberreigen hielten, und jetzt, da wir näher hinzugetreten sind, sehen wir, daß wir uns nicht geirrt haben, denn größeren Zauber, als wir hier erfahren, konnte die Feenkönigin mit ihrem lustigen Gefolge selbst in König Arthur's Tagen nicht

üben, wenn sie in sonniger Waldeinsamkeit menschlichen Augen begegnete."

„Ich merke," sagte der Graf lächelnd, „daß das junge Völkchen in Ihnen seine dankbarsten Zuschauer gefunden hat, obgleich Sie am wenigsten vom Spiel gesehen haben, das übrigens weit über mein Erwarten gut durchgeführt wurde. Das Hauptverdienst dabei hat mein alter Freund Ludwig Tieck, der im vorigen Monat zum Geburtstage meiner Tochter von Berlin herüberkam und eine Woche bei uns blieb. Da er gern die Gelegenheit benutzen wollte, in der nahen Residenz die Bibliothek zu durchstöbern und einige Bekannte aufzusuchen, so begleiteten wir ihn hin und blieben mit ihm die Nacht dort, um am Abend im Hoftheater den Sommernachtstraum zu sehen, der nach den Zeitungsberichten mit großem Pomp neu in Scene gesetzt werden sollte. Tieck war über die Aufführung ganz außer sich; nur die Rüpelscenen fand er erträglich durchgeführt, alles Uebrige abscheulich. Er sagte, es komme ihm vor, als ob das Stück nur dem Balletcorps zu Liebe neu inscenirt worden sei, welches alle Poesie der Elfenscenen mit seiner unpassenden Kleidung und seinen Beinverrenkungen zu Tode tanze. Ferner, meinte er, sei durch das falsche

Pathos des Theseus, des Lysander und Demetrius der Lustspielcharakter des Stückes arg beeinträchtigt worden. Um uns nun einen Begriff davon zu geben, welcher poetischen Wirkung das zauberduftige Lustspiel bei harmonischer Darstellung fähig sei, las er es uns am folgenden Tage im Walde vor. Wir waren bei der Vorlesung in ziemlich zahlreicher Gesellschaft und es ging uns Allen wie Ihnen heute: wir glaubten uns auch in einen Zauberwald versetzt und begriffen nun vollständig, warum Tieck die Vorstellung auf dem Hoftheater, trotz allen Kleiderprunks, so flitterhaft kläglich und sinnzerrissen gefunden hatte. Ueber die jungen Leute war eine förmliche Kunstandacht gekommen und sie beschlossen noch an demselbigen Tage, den Sommernachtstraum, wie sie ihn von Tieck gehört, demnächst zur Aufführung zu bringen und zwar auf derselben Stelle, wo sie ihn gehört. Tieck freute sich, so empfängliche Zuhörer gefunden zu haben, sorgte für eine passende Vertheilung der Rollen, gab Andeutungen über die Kostüme und hielt noch eine vollständige Leseprobe ab, die sehr zu seiner Befriedigung ausfiel. Dann mußte er leider abreisen, ohne die Aufführung abwarten zu können. Doch ich sehe, unsere Spieler sind uns schon vor-

ausgeeilt; es ist hohe Zeit, daß wir ihnen folgen, um nicht zu spät zum Dîner zu kommen."

Während die Diener noch im Walde beschäftigt waren, die Requisiten zusammenzupacken, führte der Graf seine beiden Gäste auf den Spuren der munter voranwandelnden Gesellschaft in der Richtung nach dem Herrenhause zu. Die Spieler waren alle in ihren phantastischen, aber durchweg züchtigen Kostümen geblieben und trieben unterwegs noch allerlei neckischen Scherz.

„Es kann doch unmöglich das erste Mal sein, daß die jungen Herren und Damen sich in dramatischen Aufführungen versuchen," sagte Dr. Melchior Lebrecht, „denn die anmuthige Sicherheit der Bewegung und die schöne Natürlichkeit des Vortrags, welche wir heute bei den Spielern der letzten Scene bewundert haben, setzt eine Schulung voraus, welche sich selbst unter Anleitung eines Tieck nicht über Nacht gewinnen läßt."

„Sie haben Recht," erwiederte der Graf „und ich werde Ihnen morgen die kleine Bühne zeigen, wo das junge Völkchen seine Vorübungen gemacht hat. Ich bin so glücklich, einige unserer besten Poeten zu meinen besonderen Freunden zu zählen und von Zeit zu Zeit auf ein paar Wochen bei mir zu sehen, und mit Hülfe dieser Freunde

habe ich eine dem Wohnhause gerade gegenüber=liegende Kegelbahn erweitern und mit einem Anbau versehen lassen, so daß sie zugleich als Theater benutzt werden kann. Da ist denn bei festlichen Veranlassungen schon manches hübsche Gelegenheitsstück aufgeführt worden und nach und nach haben die jungen Leute Muth gewonnen sich auch an größere Aufgaben zu wagen. So ist ihnen besonders das Einstudiren von Goethe's Tasso zu einer vortrefflichen Schule geworden. Zur Aufführung des ganzen Dramas haben sie es noch nicht gebracht, weil der poetische Freund, der es mit ihnen durchgenommen, beim Probiren der einzelnen Scenen immer noch allerlei auszu=setzen fand. In einem halben Jahre kommt er wieder auf einige Zeit zu uns und bis dahin hoffen sie ihre Aufgabe soweit bewältigt zu haben, als ihre Fähigkeiten reichen. Interimistisch spiele ich selbst den technischen Direktor und unser vor=treffliche Hauslehrer versieht aushülfsweise die Stelle des Dramaturgen, wobei er sich's denn auch sehr angelegen sein läßt, verfängliche Stellen mit dem Rothstift zu tilgen. Außerdem haben wir noch einen jungen Mann, der uns als ar=tistischer Beirath und Gehülfe große Dienste leistet. Es ist das ein talentvoller Bildhauer, Namens

Dietrich, ein Pflegesohn von mir, dessen frühverwittwete Mutter seit dem Tode meiner seligen Frau die ganze Leitung des Hauswesens führt. Er ist als einziger Sohn ihr Augapfel, ihr Stolz und ihre Freude, und da er gern auf dem Lande lebt, so habe ich ihm ein Atelier herrichten lassen, wo er nach Herzenslust arbeiten kann. Als Künstler hat er aber seine Schrullen, denen er mehr nachhängt, als mir für sein späteres Fortkommen in der Welt rathsam scheint. So kann oder will er sich z. B. in die geselligen Bräuche der Welt in keiner Weise fügen und hat sich seine eigene Lebensweise gebildet, die er für die allein richtige hält. Er meidet grundsätzlich jede Gesellschaft, zu welcher man sich einigermaßen sorgfältig kleiden muß; er hält alle Kochkunst für naturwidrigen Fleischverderb und kommt deshalb niemals zu unseren Tafelsitzungen, sondern nährt sich von rohem Fleisch, welches er eigenhändig so lange zerhackt, bis er Knödel daraus bilden kann, die er Urknödel nennt und von deren Genuß er seine fabelhafte Leibeskraft herleitet, die er von früh bis spät durch die haarsträubendsten Uebungen im Klettern, Springen, Heben und Werfen von schweren Gewichten auszubilden sucht. Er ist in der That so stark, daß man es von ihm

begreiflich findet, wenn er auf alle anderen Menschen wie auf verzärtelte Schwächlinge herabsieht, auch steckt er dabei voll von Talent und Kenntnissen und ist ein kreuzbraver Kerl, so daß man ihn lieb haben muß trotz allen seinen Eigenheiten: ich fürchte nur, daß er über seinen athletischen Uebungen seine Kunst zu sehr vernachlässigt und sich überhaupt zu sehr zersplittert in seinem Wollen und Können. Doch leider ist er gutem Rath unzugänglich und steift sich darauf, in Allem seinen ureigenen Weg zu gehen, weswegen wir ihn auch schon seit Jahren Urdietrich nennen, was er, nebenbei gesagt, gern hört. Heute spielte er im Sommernachtstraum die Rolle des Zettel, und zwar mit einem Humor, daß er auf der größten Bühne Glück in dieser Rolle gemacht haben würde. Schade, daß Sie ihn nicht gesehen haben! Sie hätten sich vor Lachen geschüttelt. In den Zwischenpausen kletterte er mit der Geschwindigkeit eines Eichhorns auf eine Esche, um sich das Spiel der Uebrigen aus der Vogelperspektive anzusehen, und wenn sein Stichwort kam, war er im Nu wieder unten. Doch Sie werden den närrischen Kauz morgen selbst kennen lernen; vielleicht läßt er sich auch herbei, heute Abend nach dem Dîner noch ein Glas Wein mit uns zu

trinken, wenn die Speisen, deren Küchengeruch er nicht vertragen kann, abgenommen sind, die Damen sich zurückgezogen haben und es mit der Kleider-ordnung nicht mehr so genau genommen wird."

In dieser Weise fortplaudernd war der Graf mit seinen neuen Bekannten aus dem Eschenwalde hinaus und bis an das sogenannte „Fremden-haus" gelangt, ein langgestrecktes, aber ganz ein-fach aussehendes Gebäude, welches in gleicher Linie mit dem Herrenhause lag und nur durch einen von zwei Wegen durchkreuzten Rasenabhang davon getrennt wurde, der in den Park und die Gartenanlagen führte. Diese Wege, sowie auch die anderen, die zu den verschiedenen Gebäuden des umfangreichen Herrenhofs führten, waren mit blanken, zu beiden Seiten etwas abfallenden Steinplatten belegt, welche hell zwischen dem dun-keln Rasen hervorschimmerten. Als der Graf seine beiden Gäste eben nach dem Herrenhause führen wollte, um ihnen zu zeigen, wo sie sich einzufinden hätten, wenn die Glocke zum Dîner ertönte, kam Philipp, der Diener, den wir schon beim Aufbruch der Spielerschaar kennen gelernt, aus dem Garten herauf, in jeder Hand ein gro-ßes Bouquet tragend. Statt aber auf den Stein-platten zu gehen, ging er nebenan im Rasen.

„Warum gehst Du nicht auf den Steinplatten?“ fragte ihn der Graf.

„Gnädiger Herr, es bullerte so unter den Füßen, als ich gestern Abend über die Steinplatten ging.“

„Was geht Dich denn das Bullern an, Du närrischer Kerl?“

„Ich habe mich davor gefürchtet,“ antwortete Philipp mit einem so komisch verlegenen Gesichtsausdruck, daß der Graf und seine Gäste Mühe hatten, das Lachen zu unterdrücken.

„Na gut, geh' nur in's Haus mit Deinen Blumen und fürchte Dich künftig nicht mehr!“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

Als Philipp verschwunden war, sagte der Graf: „Das ist einer der närrischsten Kerle, die der Himmel in guter Stunde erschaffen hat: treu, zuverlässig und anhänglich, auch geschickt in vielen Dingen und keineswegs ohne Verstand, macht er doch auf die meisten Menschen den Eindruck der Dummheit, weil er nichts sagen kann, worüber man nicht lachen müßte. Legen Sie ihm irgend eine Frage vor und Sie werden die wunderlichste Antwort hören. Er stammt aus dem Hannöverschen, wo ich einmal eine komische Geschichte über ihn erzählen hörte, die mich bewog, ihn in

meine Dienste zu nehmen, was ich auch nie bereut habe."

„Darf man die Geschichte hören?" fragte Dr. Melchior Lebrecht.

„Ei gewiß," erwiederte Graf Karlsburg lächelnd. „Philipp sollte als der Sohn eines Dorfbarbiers das Geschäft seines früh verstorbenen Vaters fortsetzen: den Bauern nicht blos den Bart zu scheeren, sondern ihnen auch in Ermangelung eines Arztes mit Hausmitteln zur Hand zu gehen. Da verlangte einmal ein dem Trunk sehr ergebener Patient, Namens Telgtmeier, nach ihm, als Philipp gerade mit einem Bauern in die Stadt gefahren war, um Blutegel zu holen. Nach seiner Rückkehr fand er seinen alten Freund Telgtmeier, der sich inzwischen mit Branntwein zu kuriren versucht hatte, todt, und die Bauern meinten, es wäre nicht viel an ihm verloren. Philipp aber war untröstlich, nicht zur rechten Zeit mit Hülfe bei der Hand gewesen zu sein. Nur mit Mühe gelang es dem Pfarrer, an den er sich in seiner Bedrängniß gewandt hatte, ihn einigermaßen zu trösten. ‚Kummt denn Telgtmeier ok in den Himmel, Herr Pastor?' fragte Philipp in seinem ihm damals üblichen Plattdeutsch. ‚Ich hoffe, daß

er in den Himmel kommt,' erwiederte der Pfarrer. ‚Na, da geit et Supen wedder los!' rief Philipp mit bedenklichem Kopfschütteln. ‚Im Himmel wird nicht gesoffen,' entgegnete der Pfarrer beruhigend. ‚Herr Pastor, da kennt Sei den Telgtmeier nich!' warf Philipp mit einer Miene und Stimme ein, daß der Pfarrer kaum das Lachen unterdrücken konnte."

Die beiden Freunde mußten ebenfalls lachen beim Anhören dieser Geschichte, und der Graf lachte herzlich mit, während er sie in das Fremdenhaus führte, um ihnen ihre Zimmer anzuweisen, wo sie ihr Reisegepäck bereits vorfanden.

„Die Glocke wird bald zu Tische rufen; also auf Wiedersehn, meine Herren," sagte der Graf, seine Gäste sich selbst überlassend, die keine Zeit verloren, ihre Toilette zum Dîner zu machen, bei welchem wir sie im nächsten Kapitel wiederfinden werden.

Siebentes Kapitel.

Will uns der Himmel segnen
Durch freundliches Begegnen,
Knüpft er im Augenblicke
Die dauerndsten Geschicke.

F. B.

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Trauben süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

E. M. Arndt.

Dr. Melchior Lebrecht, der ungebunden durch Amtspflichten sich nie zu übereilen brauchte, hatte als Philosoph seit seinen Studentenjahren der Gewohnheit gepflogen, Alles was er that mit bedächtiger Ruhe vorzunehmen und zu Ende zu führen. Er schrieb keinen Satz ohne gleichsam jedem Worte dreimal auf die Finger zu sehen und jedes Staubkörnchen, das die Klarheit des Ausdrucks hätte beeinträchtigen können, wegzublasen.

Gleiche Sorgfalt, wie auf die Bekleidung seiner Gedanken, verwandte er auch auf diejenige seines Körpers. Jedes Kleidungsstück wurde, bevor er es anlegte, einer genauen Prüfung unterworfen und nach allen Richtungen gebürstet, gedreht und gewendet. Obgleich er nun diesmal beim Umkleiden sich einer größeren Eile befleißigte, als gewöhnlich, war er doch erst halb fertig, als die Glocke zum Dîner rief und Heinrich Walter an seine Zimmerthür klopfte, um ihn zu erinnern, daß es hohe Zeit sei, zu gehen. Dr. Melchior hatte sich in altjunggesellenhafter Sittsamkeit eingeschlossen, öffnete aber jetzt und ließ es sich gefallen, daß der jüngere Freund ihm behülflich war, seine Toilette zu beschleunigen. Der Frack saß ihm wo möglich noch enger auf dem schmalen Leibe als der schwarze Rock Pariser Angedenkens, und die Kravatte hätte noch fünfmal breiter sein müssen, als sie war, um mit dem übergeklappten Hemdkragen den langen Hals einigermaßen zu decken. Allein der Philosoph schien diese Unzulänglichkeiten nicht zu bemerken, sondern nur besorgt zu sein, daß auf dem beinahe schon bis zur Durchsichtigkeit abgebürsteten Frack noch irgendwo ein Stäubchen heimtückisch sitzen geblieben, denn selbst noch auf dem Wege zum Herrenhause strich

er fortwährend an sich herum, wie eine Frau, die ihr durch langes Sitzen im überfüllten Postwagen zerknülltes Kleid wieder zu glätten sucht.

Die beiden Freunde wurden eine Treppe hinauf in das Empfangszimmer des Grafen geführt, wo die ganze übrige Gesellschaft schon versammelt war. Nach flüchtig durchgemachter Vorstellung bat der Graf Heinrich Walter, Fräulein Lenore, der Pflegetochter seines Oheims, den Arm zu geben. Die übrigen jungen Damen waren schon alle in Beschlag genommen und der verspätete Philosoph mußte Frau Dr. Dietrich, die Mutter Urdietrich's, führen, die trotz ihrer vorgerückten Jahre eine noch sehr rüstige, wohlconservirte und muntere Dame war. Der Graf schritt voran mit der Gemahlin des österreichischen Gesandten aus der Residenz und so ging's in ziemlich langem Zuge die teppichbelegte Treppe hinunter in den holzgetäfelten, durch einen Kronleuchter und silberne Armleuchter mit Wachskerzen hellerleuchteten Speisesaal, der zu ebener Erde, links vom Eingang des Herrenhauses, der Bedientenstube gegenüber lag. Ein prächtiger silberner Tafelaufsatz mit Konfekt, reicher Blumenschmuck und große Krystallvasen mit Obst gaben der Tafel ein schimmerndes und freundliches Aussehen. Die

Gesellschaft war zu groß, um eine allgemeine Unterhaltung aufkommen zu lassen, doch entwickelte sich bald — besonders nach den beiden Enden der langen Tafel zu, an deren Mitte auf der einen Seite der Hausherr zwischen den beiden höchstbetitelten Damen und ihm gegenüber Comteß Clara zwischen den beiden höchstbetitelten Herren saß — eine ziemlich lebhafte Plauderei. Der Philosoph sowohl wie Heinrich Walter hatte alle Ursache mit seinem Platze zufrieden zu sein, denn der Mund der Frau Dr. Dietrich, welche von allen älteren Damen der Gesellschaft weitaus am meisten Mutterwitz besaß, stand niemals still, und während sie mit scharfem Auge die Tafel überwachte und dem hochgeschossenen Jäger — der fortwährend die Runde machte, um den Gästen ein apartes Glas Château Lafitte, Rauenthaler oder Johannisberger einzuschenken — so oft er in ihre Nähe kam, etwas zuflüsterte, um den Gang der Bedienung in Ordnung zu halten, ließ sie doch die Unterhaltung mit ihrem Nachbar, der als empfänglicher Zuhörer ganz ein Mann nach ihrem Herzen war, nie in's Stocken kommen. Er wußte bald ihre ganze Lebensgeschichte, wie auch diejenige ihres seligen Mannes, der ein verdienstvoller Gelehrter gewesen, aber leider unbemittelt gestorben war, und

nicht minder die ihres hoffnungsvollen, aber leider zu eigenwilligen und wunderlichen Sohnes, der, weil ihm bisher immer Alles nach Wunsch gegangen, glaube, daß ihm auch ferner überall die gebratenen Tauben in den Mund fliegen müßten — obgleich er gar nichts Gebratenes esse, sondern sich nur von rohem Fleisch nähre — und so in genialer Ungebundenheit darauf los phantasire, zeichne und modellire, ohne daran zu denken, sich eine gesicherte Lebensstellung zu gründen. Dr. Melchior Lebrecht tröstete sie, sobald er einmal zu Worte kommen konnte, mit der Aussicht, daß aus dem gährenden Most wohl noch ein edler Wein werde; er erinnerte sie, daß talentvolle Söhne zumeist auf die Mutter arteten, und er drückte die Hoffnung aus, daß dies bei Urdietrich auch zutreffen werde, wonach denn kaum noch etwas zu wünschen übrig bleiben dürfte.

„Gott gebe," sagte sie, „daß es so kommen möge! Bis jetzt hab' ich leider noch wenig bemerkt, daß er auf mich artet, das heißt, abgesehen vom Charakter, worin er allerdings viel Aehnliches mit mir hat, aber seine Kunst kann er nicht von mir geerbt haben, denn im Zeichnen hab' ich's nie weit gebracht, hingegen war ich in meiner Jugend eine ganz leidliche Klavierspielerin, ja, man

hat oft behauptet, daß ich es weit in der Musik gebracht haben würde, wenn ich mich ganz darauf verlegt hätte, allein das machte sich nicht so, weil mir die Gelegenheit zu gutem Unterricht fehlte, und dann war auch mein Sinn mehr auf das Häusliche gerichtet, denn, sagte ich mir, die Frau gehört in's Haus, und ich habe das Glück gehabt, mich früh zu verheirathen und einen vortrefflichen Mann zu finden, der mich auf den Händen trug. Aber unser Glück währte leider nicht lange, wie ich Ihnen schon erzählt habe, doch will ich mich nicht beklagen, denn wohl nirgends in der Welt mag man sich unter einem fremden Dache so heimisch fühlen, wie unter diesem. Ich war eine Milchschwester der seligen Frau Gräfin, die ein Engel war; ich wurde mit ihr erzogen und wir dutzten uns. Und als mein seliger Mann gestorben war, ließ sie nicht nach mit Bitten, bis ich wieder zu ihr zog. Sie war oft leidend und durfte sich nicht viel zumuthen, während ich mich Gottlob einer guten Gesundheit erfreute, so daß ich mich im Hauswesen wirklich nützlich machen konnte, denn sonst hätt' ich es selbst unter diesem gastlichen Dache und im Kreise der besten Menschen nicht lange ausgehalten. Als nun die gute Gräfin — sie war wirklich ein Engel — ihr Ende nahe

fühlte, sagte sie zu mir, indem sie meine rechte Hand zwischen ihre beiden Hände nahm, ‚Lore,‘ sagte sie — so nannte sie mich nämlich; ich heiße eigentlich mit meinem Taufnamen Leonore, wurde aber von Kindesbeinen an nie anders als Lore genannt; noch jetzt nennt mich der Graf nie anders als Frau Lore, die Kinder nennen mich Tante Lore, und gute Bekannte sagen auch Frau Lore zu mir — also ‚Lore,‘ sagte die Frau Gräfin, ‚ich kann nicht ruhig sterben, wenn Du mir nicht die Hand darauf giebst, das Hauswesen auch nach meinem Tode fortzuführen, wie Du bisher gethan, und meinen Kindern eine zweite Mutter zu werden.‘ Wer spricht denn von Sterben? sagte ich, während mir die Thränen in's Auge traten, damit hat's noch gute Weile. ‚Nein,‘ sagte sie, ‚sprich nicht so, ich weiß, daß es bald mit mir vorbei ist; ich habe meine Erdenrechnung abgeschlossen, liebe Lore, und Du darfst mir den letzten Trost nicht versagen.‘ Schon am folgenden Morgen starb der liebe Engel, und ich bin im Hause geblieben. Wolf,“ — flüsterte Frau Lore, ihre Erzählung plötzlich unterbrechend, dem in ihrer Nähe stehenden Jäger zu, „Wolf, es ist die höchste Zeit, daß Sie den Champagner bringen! Ich bin also im Hause geblieben,“ fuhr sie, wieder zu Dr.

Melchior gewendet, fort, „und Sie dürfen mir glauben, daß meine Aufgabe keine leichte ist, denn Alles, vom Größten bis zum Kleinsten, liegt auf meinen Schultern. Von fünf Uhr Morgens bin ich auf den Beinen, und oft komm' ich erst um Mitternacht in's Bett, wenn's nicht noch später wird. Zuweilen fühle ich wohl das Bedürfniß nach Ruhe, allein wenn ich mir einmal einen Tag Ruhe gönnen will, werde ich erst recht unruhig, weil ich weiß, daß es dann am folgenden Tage doppelt und dreifach zu thun geben wird, denn jede Stunde bringt ihre Geschäfte, und wenn ich fehle, fehlt's überall."

„Glücklich der Mensch, der das von sich sagen kann!" warf hier Dr. Melchior ein, „denn es giebt kein belohnenderes Gefühl, als sich in einem nützlichen Berufskreise unentbehrlich zu wissen und Abends mit Befriedigung auf das vollbrachte Tagewerk zurückschauen zu können. Auch sieht man's Ihnen wahrlich nicht an, daß so viel Arbeit auf Ihnen lastet, so wenig wie man's Ihnen ansieht, daß Sie schon einen erwachsenen Sohn haben."

„Ich habe mich eben sehr früh verheirathet," erwiederte Frau Lore lächelnd, „und nie Zeit gefunden, krank zu sein. Man sagt wohl nicht ohne Grund, daß die Arbeit frisch erhält. Uebrigens

würd' ich dies bewegte Leben doch nicht so gut ertragen haben ohne die reiche geistige Anregung, welche der Verkehr im Hause bietet. Ein paar Stunden finden sich doch immer täglich, um ein gutes Buch zu lesen, und außerdem fehlt's hier, wo so viele bedeutende Männer aus- und eingehen, an belehrender und erfreulicher Unterhaltung nie, der ganze Zuschnitt des Hauses ist darauf gerichtet. Wir haben hier oft im engsten Kreise beisammen, was man in großen Städten vereinzelt aufsuchen muß, ohne es immer recht zu finden, denn dort sind dem Verkehr allerlei Schranken gezogen, während sich hier Jeder leicht gehen läßt, wie er ist."

„Frau Lore," rief der Graf von seinem entfernten Platze aus, als eben die Champagnergläser gefüllt wurden, „Sie nehmen den Doktor dermaßen in Beschlag, daß für uns Andere gar nichts von ihm übrig bleibt, was mögen da für Heimlichkeiten geflüstert werden!"

„Gar keine, Herr Graf," entgegnete Frau Lore, „und wenn Ihnen die Ohren geklungen haben, so kann das für Sie nur ein angenehmer Klang gewesen sein. Uebrigens haben wir bis jetzt von der übrigen Gesellschaft auch nichts gehabt, als den schönen Anblick, und im Uebrigen kann ich nur sagen, daß mein liebenswürdiger Tischnachbar mir

bis jetzt nichts zu wünschen übrig gelassen, als daß die anderen Damen mit ihren Herren sich eben so gut unterhalten mögen, wie ich mit dem meinigen."

„Rrrrrr," sagte der Graf, „das geht wie Pelotonfeuer, Frau Lore bleibt nie eine Antwort schuldig. Uebrigens freut es mich von Herzen, zu sehen, verehrteste Freundin, daß Sie Ihren Tischnachbar zu würdigen wissen, denn einen besseren haben Sie noch nie gehabt, und einen so guten findet man selten. Meine übrigen verehrten und lieben Gäste habe ich schon beim Frühstück willkommen geheißen, ich trinke dieses Glas auf das Wohl der beiden lieben Gäste, welche ein glücklicher Zufall uns heute Abend noch zugeführt hat: auf das Wohl des Herrn Dr. Lebrecht, den wir schon aus seinen Schriften liebgewonnen hatten, ehe wir ihn persönlich kannten, und auf das Wohl des Sohnes meines alten Freundes Walter, sie leben hoch!"

Als das Gläserklirren vorüber war und die Diener wieder frisch eingeschenkt hatten, erhob sich Dr. Melchior Lebrecht und sagte: „Als wir, mein Freund Walter und ich, heute Morgen auszogen, ahnten wir nicht, welche wunderbaren Wege das Schicksal uns führen werde. Er führte uns in

einen Zauberwald, wo liebliche Elfen und Feen ihren Reigen hielten, eine kühne Reiterin, welche uns wie eine aus den Wolken herabsprengende Walküre erschien, wurde die Ursache, daß ein Rad an unserem Wagen zerbrach, und dieses zerbrochene Rad wurde die Ursache, daß wir das Glück hatten, Ihnen, Herr Graf, im Walde zu begegnen und in Ihr gastliches Haus eingeladen zu werden, wo Sie uns nun auf so herzliche Weise willkommen heißen, daß ich kein ebenbürtiges Wort finde, meinen Dank dafür auszudrücken. Ich kann nur sagen, daß ich diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens zähle, und daß er am Himmel meiner Erinnerung immer als einer der schönsten Sterne leuchten wird. In diesem Sinne erlaube ich mir auf das Wohl unseres liebenswürdigen Wirthes zu trinken. Möge das Glück nie von ihm weichen und sein Haus blühen und gedeihen!"

Ein donnerndes Hoch folgte diesem Toast. Graf Karlsburg war ganz gerührt davon und kam auf den Redner zu, um ihm unter herzlichem Händedruck noch besonders zu danken. „Es freut mich," sagte er, „daß es Ihnen bei mir gefällt, aber vergessen Sie nicht: man kommt leichter zur Höhle des Löwen herein, als hinaus!"

Man hörte das Rasseln verschiedener Wagen,

die vor der Thüre des Herrenhauses anhielten, und ehe der Graf wieder Platz genommen, hatten sich mehrere Gäste erhoben, um sich zu empfehlen. Die meisten von denen, welche aus der Residenz gekommen waren, mußten noch in der Nacht zurück; ihnen folgten bald einige von benachbarten Gütern herübergekommene Familien, und auch ein paar Husarenofficiere, die am folgenden Morgen früh Dienst hatten, ließen ihre Pferde satteln, um noch rechtzeitig in ihre Garnison zu kommen, so daß die Gesellschaft sich bedeutend lichtete, aber an Munterkeit gewann, was sie an Zahl verlor.

Heinrich Walter hatte nach seinem Dafürhalten den beneidenswerthesten Platz am Tische, er saß nämlich zwischen der schönen Lenore und der lieblichen Blondine, welche den Puck gespielt hatte und von ihren Freundinnen, desgleichen vom Hausherrn auch immer so genannt wurde. Der Herr, welcher sie zu Tisch führte und schon ein älterer Bekannter von ihr zu sein schien, nannte sie abwechselnd „gnädiges Fräulein" und „Fräulein Agnes", und unterhielt sich lebhafter mit ihr, als Walter lieb war, da ihm der Ton der Unterhaltung nicht gefiel, obwohl nichts geradezu Anstößiges darin vorkam. Walter hatte seine Aufmerksamkeit Anfangs hauptsächlich Lenoren zuge-

wendet, fand es aber schwer, eine zusammenhängende Unterhaltung mit ihr zu führen, so viele Berührungspunkte sich Beiden auch auf das Ungezwungenste boten. Sie beantwortete seine Fragen immer auf das Freundlichste, allein damit war es auch abgethan; die Munterkeit der Gesellschaft schien mehr beängstigend als anregend auf sie zu wirken; es lag etwas Scheues, Ernstes, Verschleiertes in ihrem ganzen Wesen, das alle unbefangene Mittheilung ausschloß, und Walter fühlte sich seinerseits, wenn sein Auge bewundernd auf ihren Zügen ruhte, mehr zu ernstem Nachdenken als zu munterem Reden aufgelegt. Dagegen traf ihn jeder Blick aus den Augen seiner Nachbarin zur Linken wie ein Sonnenstrahl, der sein Herz bis in die verborgensten Winkel hinein erhellte und erwärmte, und er mußte unwillkürlich mitlächeln, wenn er sie so kindlich froh lachen hörte, selbst wenn er gar nicht wußte, über was sie lachte. Eine so herzliche, unbefangene Heiterkeit, wie sich aus ihrer ganzen Erscheinung aussprach, war ihm noch nie vorgekommen, und dabei klang ihr Lachen und ihre Stimme so silberrein, wie er Aehnliches noch nie gehört hatte. Die heitere, maienfrische Agnes bildete der ernsten, marmornen Lenore gegenüber, mit der sie sich an Schönheit

durchaus nicht messen konnte, die sie aber an anmuthiger Lieblichkeit weit übertraf, den wundersamsten Gegensatz, und vielleicht eben deswegen zogen sich Beide lebhaft an und fühlten die neidloseste Bewunderung für einander. Es hatte für Walter einen eigenen Zauber, zwischen diesen beiden reizenden Geschöpfen zu sitzen, wovon ihm das eine so räthselhaft vorkam wie das andere. Die einzige Frage, welche Lenore aus freien Stücken an ihn richtete, war: „Haben Sie Fräulein Agnes schon einmal singen hören?"

„Nein," antwortete er, „ich sehe sie heute zum ersten Male. Singt sie so schön?"

„Schön? Ich weiß nicht, ob sie gerade schön singt, aber ich habe noch keine Stimme gehört, die mir so zu Herzen ging, wie ihre."

Kurz vorher hatte Agnes zu Walter gesagt: „Entschuldigen Sie, wenn ich mich so oft umsehe, ohne zu sprechen, aber ich muß Lenore immer ansehen, sie hat ein zu wundervolles Gesicht!"

Es fiel ihm auf, daß seine Nachbarinnen so wenig aßen und daß keine von ihnen Wein trank. Sie hatten ihre Handschuhe in die Gläser gesteckt, um das Einschenken zu verhüten. Erst als der Champagner kam, that Agnes einen herzhaften Zug aus dem schlanken Glase, den sie bei jedem

Toaste wiederholte, während Lenore nur so an dem Schaume nippte. Als dann nach dem Toaste des Dr. Melchior, der Agnes so begeisterte, daß sie ein ganzes Glas Champagner austrank, ein großer Theil der Gäste aufbrach, bemerkte Walter mit förmlicher Herzenserleichterung, daß auch der ihm unsympathische Nachbar von Agnes sich empfahl; er glaubte sich nun unbefangener mit ihr unterhalten zu können, allein bald darauf kam Graf Karlsburg, der den abfahrenden Gästen das Geleit gegeben, zurück und sagte: „Nun, Kinder, laßt uns näher zusammenrücken, jetzt fängt's erst an, recht gemüthlich zu werden; es wurde vorhin um mich her so viel französisch geplappert, daß mir fast die Laune darüber vergangen wäre."

Bei diesem Zusammenrücken nun bekam Agnes einen neuen Nachbar, der Waltern noch weniger gefiel, als der alte. Es war das derselbe dickhalsige, wohlbeleibte und breitnackige Herr, den wir schon beim Auszuge der Spielergesellschaft kennen gelernt haben, ein wohlgestellter Lebemann vom unreinsten Wasser aus der diplomatischen Schule der Metternich und Gentz, dem, um diesen zu gleichen, nichts fehlte, als ihr Geist. Trotzdem besaß er ein starkes Selbstgefühl seiner Wichtig-

keit, dazu Verschlagenheit und weltläufige Bildung genug, um über Alles mitsprechen zu können und Leuten, die ihn nicht durchschauten, durch die Sicherheit seines Auftretens und seines Urtheils zu imponiren. In gewissen Kreisen galt er sogar für geistreich, weil seine Unterhaltung immer mit allerlei pikanten französischen Citaten gespickt war und ihm jene billige Sorte von Witz zu Gebote stand, welche sich von Wortverdrehungen, Umkehrung des Sinnes von Sprichwörtern und Herabziehung des Erhabenen in's Lächerliche nährt. In seinem Wandel ohne alle Religion und sittliche Würde, konnte er doch sehr salbungsvoll aussehen, wenn die Rede auf Religion kam, denn er war ein sehr eifriger Katholik und Förderer ultramontaner Bestrebungen. Er lebte nach dem Spruche päpstlicher Weisheit:

„Thut was Ihr wollt,
Nur glaubt was Ihr sollt.
Nährt keine Zweifel,
Sonst holt Euch der Teufel."

Er war ein großer Feinschmecker und aß und trank für Drei, ohne sich körperlich dadurch zu schaden, aber ohne auch durch edle Getränke je auf edle Gedanken gebracht zu werden. Er hieß Baron Swinek und wenn er irgend einen öster-

reichischen Magnaten nannte, so sagte er immer „mein Cousin" oder „mein Oncle". Seine Bekanntschaft mit dem Karlsburg'schen Hause gründete sich auf seine angebliche Freundschaft mit einem längst verstorbenen Bruder des Grafen, der viele Jahre hindurch in München Gesandter gewesen war, wo Swinek ebenfalls lange gelebt hatte. Er war kein Mann nach Graf Karlsburg's Herzen, ließ sich aber nicht gut abschütteln und bedurfte keiner Einladung, um zu kommen und im Hause zu schalten und zu walten, als ob es sein eigen wäre. Seit ein paar Jahren hatte man ihn ganz aus den Augen verloren; plötzlich war er wieder aufgetaucht und schien es diesmal auf ein längeres Bleiben abgesehen zu haben, nach verschiedenen Aeußerungen zu schließen. Walter hörte, wie er mit seiner fetten Stimme zu Agnes sagte: „Werden Sie mir zürnen, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie vorgestern früh belauscht habe, als Sie, wahrscheinlich sich allein glaubend, auf der Insel so entzückend sangen?"

„Ich war nicht allein," erwiederte Agnes, „Leonore war bei mir und ich sang, weil sie mich darum gebeten hatte und weil ich weiß, daß es ihr Vergnügen macht, mich zu hören. Wenn das

Ihnen nun auch Vergnügen macht, warum sollte ich Ihnen deshalb zürnen?"

„Ich bin glücklich, meine Frage durch eine so huldvolle Gegenfrage beantwortet zu sehen, und hoffe, noch oft die Freude zu haben, Ihrem entzückenden Gesange lauschen zu dürfen."

Agnes erwiederte nichts, sondern wandte sich um zu Walter, der ihr mehr Vertrauen einzuflößen schien, als Swinek, mit der leisen Frage: „Wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Wenn es irgend in meiner Macht steht."

„So bringen Sie einen Toast aus!"

Sie begleitete diese Bitte mit einem so beredten Mienenspiel und leisem Hinblinzeln auf Swinek, daß Walter sofort vollkommen verstand, was sie eigentlich wollte, und sich ihre Worte so übersetzte: Befreien Sie mich von dem lästigen Geschwätz meines Nachbars zur Linken, indem Sie etwas sprechen, was die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Er erhob sich, klopfte mit dem Messer an's Glas und sagte: „Obwohl es sonst nicht meine Gewohnheit ist, öffentlich zu reden, so fühle ich mich doch heute durch holden Zwang dazu getrieben. Ein Dichterwort sagt: kommende Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. Mein Freund und

ich haben heute das Umgekehrte erfahren, denn die Ereignisse, denen wir entgegengingen, haben nur Lichtstrahlen vorausgeworfen. Der sonnige Lichtblick im Eschenwalde war die Spur, die uns zu diesem gastlichen Hause geführt, in welchem so herzlich empfangen zu werden, wenigstens mir, dem eben erst unter den trübsten Eindrücken aus weiter Fremde Heimgekehrten, als ein Ereigniß glücklicher Vorbedeutung gilt. Wer mich gestern gesehen, würde mich heute kaum wiedererkennen, so neubelebend und wohlthuend haben die heutigen Eindrücke auf mich gewirkt. Unter den Arabern der Wüste, die sich auf Gastfreundschaft verstehen, gilt das Wort: Das Wohlbehagen der Gäste ist der beste Dank für den Wirth. Möge dies Wort auch hier seine Anwendung finden. Unser gütige Wirth wird mir das Wohlbehagen aus den Augen ablesen und in seinem ritterlichen Sinne mir's gewiß nicht übel deuten, wenn ich, statt den beredten Dankesworten, welche mein Freund vorhin gesprochen, weniger beredte hinzuzufügen, mein Glas auf das Wohl der anmuthigen Damen dieses Kreises leere."

Der Toast fand womöglich noch mehr Anklang als die früheren, und Walter bekam darüber viel Freundliches zu hören. Am meisten Freude aber machte es ihm, daß Agnes ihm, als er wieder

neben ihr Platz genommen hatte, durch einen stummen Händedruck für die Erfüllung ihrer Bitte dankte.

Die Stimmung bei Tisch wurde immer belebter, nur Baron Swinek schien sich unbehaglich zu fühlen; er hatte bis dahin fast ausschließlich das große Wort im Hause geführt und sah sich nun plötzlich durch die beiden anspruchslosen Gäste, die der Zufall in's Haus geworfen, überflügelt. Ein Versuch, sie auszustechen, mußte gemacht werden. Er grübelte eine Zeit lang nach; endlich glaubte er das Richtige getroffen zu haben, denn mit höchst zuversichtlicher Miene erhob er sich, schlug an's Glas und sagte: „Mein geehrter Vorredner hat in seiner Rede ein Dichterwort angeführt, welches erst dadurch für die Gelegenheit zutreffend wurde, daß er ihm eine umgekehrte Bedeutung gegeben. Es wird mir danach gestattet sein, ebenfalls ein Dichterwort in umgekehrtem Sinne anzuwenden, indem ich sage: ‚Was Du nicht willst, daß Dir geschehʼ, das thue einem Andern.‘ Meine verehrten Herren und Damen, ich tanze nicht mehr, also kann mir mit dem Tanzen kein Gefallen geschehen, da ich aber weiß, daß den jungen Damen das Tanzen über Alles geht und es die Pflicht der Herren ist, den Damen zu Gefallen zu leben,

so hoffe ich auf allgemeine Zustimmung, wenn ich vorschlage, daß wir die Tafelsitzung aufheben und in den Treibhaussalon gehen, die Einen, um zu tanzen, die Andern, um zuzuschauen."

Baron Swinek war, als er sich wieder setzte, sehr erstant, daß seiner Rede von keiner Seite der jubelnde Zuruf entgegenkam, den er erwartet hatte. Um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen, sagte Graf Karlsburg: „Daß die Jugend gern tanzt, ist eine ausgemachte Sache; die jungen Herren tanzen nicht minder gern als die jungen Damen. Wenn trotzdem, lieber Baron Swinek, Ihre Aufforderung zum Tanzen das eifrige Entgegenkommen heute nicht gefunden, das sie unter gewöhnlichen Umständen sicher gefunden haben würde, so glaube ich den Grund darin zu finden, daß die jungen Leute denken: tanzen können wir alle Tage, aber so gute Tischunterhaltung wie heute, haben wir nicht alle Tage. Außerdem ist es heute schon ein bischen zu spät, um noch etwas Neues vorzunehmen. Wir wollen morgen früher diniren, und dann den Abend für das Tanzvergnügen frei lassen."

Die Unterhaltung kam nun bald wieder in Fluß. Walter erzählte auf wiederholtes Bitten des Grafen einige interessante Züge aus seinen

Reiseerlebnissen in Afrika, Dr. Lebrecht von allerlei seltsamen Abenteuern, die ihm auf seinen Fußwanderungen in Deutschland zugestoßen, und Beide wußten die Zuhörer so in Athem zu halten, daß besonders die jungen Damen immer nach mehr verlangten.

„Wie schade, daß Gustav (das war der Taufname ihres Sohnes) nicht hier ist," sagte Frau Lore, „das wäre so recht was für ihn gewesen!"

„Warum haben Sie den Sonderling nicht hergeschafft?" fragte der Graf.

„Ich habe dreimal nach ihm geschickt; die beiden ersten Male konnte ihn Philipp nirgends finden, und das letzte Mal, erst vor einer Viertelstunde, fand er ihn im Teiche herumschwimmend. Ich hoffe, daß er noch kommt, versprochen hat er's wenigstens."

Plötzlich ließ sich draußen ein heller, kräftiger Jodler vernehmen, ganz so wie man sie im bairischen Gebirge hört.

„Das ist Urdietrich!" rief Fräulein Agnes lachend, und bald darauf zeigte sich sein dunkelumhaartes Gesicht in einem nach dem tiefer liegenden Park zu offenstehenden Fenster, welches man von draußen nur vermittelst halsbrechender Kletterkünste erreichen konnte.

„Darf man so spät noch eintreten?" rief er.

„Komm nur herein," antwortete seine besorgte Mutter, „der Graf hat erst eben wieder nach Dir gefragt."

Mit einem kühnen Sprunge, den kein Turnmeister hätte geschickter ausführen können, gelangte Urdietrich fast geräuschlos in den Saal.

„Der kann doch nie in ein Zimmmer kommen, ohne über's Dach herunter, oder vom Park herauf in's Fenster zu klettern; Thüren existiren für ihn nicht," sagte der Graf nnd machte Urdietrich in jovialer Weise mit unseren beiden Freunden bekannt.

„Wenn ich nicht sehr irre, müssen wir uns schon früher begegnet sein und zwar in München," sagte Dr. Melchior, ihm freundlich die Hand reichend.

„Ja, versteht sich, im Stubenvoll, unserer Künstlerkneipe, wo wir die erste glückliche Aufführung Ihres „Ludwig der Bayer" feierten, bei welcher ich einer Ihrer Hauptclaqueurs und Herausrufer war."

„Dafür sollst Du auch noch ein Glas Champagner haben, Du hättest sonst keinen mehr bekommen, weil Du unsere Gesellschaft verschmäht hast," sagte der Graf lächelnd.

„Warum hast Du mir auch nichts von der Ankunft des Dr. Lebrecht zu wissen gethan?“ wandte sich Urdietrich an seine Mutter.

„Nun seh' einer!“ rief diese mit unendlich komisch wirkendem Ernst, „nun seh' einer, macht er mir noch Vorwürfe! Soll ich Dir etwa nachschwimmen durch den Teich, oder nachklettern durch die Bäume, um Dich zu finden? Philipp hat sich die Beine dreimal müde gelaufen nach Dir. Wo bist Du nur den ganzen Abend wieder gewesen?“

„Ich habe auf dem Freundschaftstempel gesessen und die schöne Mondscheinlandschaft gezeichnet, die sich zu meinen Füßen ausbreitete. Es ist draußen fast so hell wie am Tage. Nachher habe ich ein Bad genommen und jetzt bin ich hier. Ich hätte Sie,“ fuhr Urdietrich fort, sich von seiner Mutter zu Dr. Melchior wendend, „ich hätte Sie in dem schwarzen Schniepel fast gar nicht wiedererkannt und am wenigsten hier vermuthet. Das war ein lustiger Abend im Stubenvoll! Erinnern Sie sich wohl, wie Sie uns noch um Mitternacht das rührende Lied vom Droschkengaul vorsangen und Alles da capo schrie, als Sie zu Ende waren, so daß Sie gleich wieder anfangen mußten, um den Sturm zu beschwichtigen?“

Die Erinnerung an das rührende Lied vom Droschkengaul hatte Urdietrich in eine Heiterkeit versetzt, die förmlich ansteckend wirkte, so daß selbst über die schönen Züge der ernsten Lenore ein Lächeln flog. Schon durch seine bloße Erscheinung bildete der nicht hoch, aber stämmig gewachsene junge Künstler mit seinen langen, dunklen Haaren, dem in's Bräunliche spielenden Vollbart, dem breit umgeklappten Hemdkragen und dem schon etwas verschossenen schwarzen Schnürrock, einen auffallenden Gegensatz zu der übrigen, mit moderner Eleganz gekleideten Gesellschaft. Durch seine urwüchsige Art sich zu bewegen und auszudrücken, wurde der Contrast noch erhöht. Da dem Grafen Karlsburg nichts über eine harmlos fröhliche Unterhaltung ging und Urdietrich's freudige Erinnerung an das rührende Lied vom Droschkengaul seine Neugier auf's Höchste gespannt hatte, so wagte er die Bitte an Dr. Melchior Lebrecht, sich damit vernehmen zu lassen, allein obwohl auch die Damen ihre Bitten mit denen des Hausherrn vereinten, war der Philosoph doch nicht zu bewegen, das Lied zu singen. „Seine volle Wirkung," sagte er, „kann es nur thun, wenn es ganz gesungen wird, und ganz paßt es nicht in diese Gesellschaft. Um

Ihnen aber meinen guten Willen zu zeigen, erlauben Sie mir ein anderes übermüthiges Lied zu singen, wobei Sie zugleich hören werden, daß ich eigentlich gar nicht singen kann.“ Er nahm das Glas in die Hand und sang mit komisch wirkendem ernsten Ausdruck:

„Sie sagen, ich lebe zu locker,
Und das bringe dem Alter Gefahr.
Ihr albernen Stubenhocker,
Mein Leben bleibt wie's war.

Lehrt Eure trock'ne Tugend
Dem nüchternen Geschlecht —
Noch keiner starb in der Jugend,
Wer bis zum Alter gezecht!“

Höchlich erbaut, sowohl von dem Inhalt des Liedes wie von dem humoristischen Vortrage, stieß der Graf mit dem Sänger an und sagte: „Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir das Lied aufschreiben wollten, denn ein guter Einfall ist seltener in der Welt, als die Leute glauben, welche nur auswendig Gelerntes zu wiederholen wissen.“

„Die Richtigkeit dieser Bemerkung habe ich auf meinen Reisen hinlänglich Gelegenheit gehabt zu erproben,“ warf Walter ein, „es ist erstaunlich, wie selten man selbst in fremden Ländern

etwas wirklich Neues hört. Die Gedankenperlen der Vorzeit erben fort von Geschlecht zu Geschlecht, nur die Hülle wechselt, in welcher sie aufbewahrt werden, und schon der macht sich bemerkbar, der ein paar verlorene wiederfindet, oder den überkommenen eine neue Fassung zu geben weiß. Ich glaube wirklich, daß jener witzige Dichter Recht hat mit seiner Behauptung: ein Dutzend guter Einfälle genügen, um einen berühmten Namen zu machen."

„Und man kann hinzufügen," sagte Dr. Melchior, „die besten Gedanken und Einfälle bleiben der Menge ganz unverständlich. Mancher citirt ein weises Wort von dessen tieferem Sinn er gar keine Ahnung hat, weil er den Boden nicht kennt, dem es entsprossen ist, und Mancher citirt ein dummes Wort, weil er es von Leuten gehört hat, die ihm für klug gelten und glaubt, es müsse doch etwas dahinter stecken. Hier, wie überall, gilt der Spruch: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird noch genommen was er hat. Ein dummer Mensch verliert vollends sein Bischen Verstand beim Weintrinken und im besten Falle schläft er darüber ein; einem klugen Kopfe dagegen wird der Geist bei einem edlen Getränk erst recht klar, beschwingt und lebendig, weil er

nicht Wein trinkt, um sein Gehirn zu umdunsten, sondern um es zu erleuchten, und weil er weiß, daß der Wein eine Gottesgabe ist, bestimmt, Göttliches in uns zu wecken und zu nähren. Oder um es in Versen zu sagen:

„Der Himmel predigt Allen
Beim goldnen Saft der Reben:
Man trinkt, nicht um zu fallen,
Man trinkt, sich zu erheben.

Was aus sonnigen Bezirken
Stammt, muß sonnig in uns wirken.
Kraft zu gutem Wort und Werke
Zeug' in uns des Weines Stärke.
Mag er niederen Geschöpfen
Dunst erzeugen in den Köpfen:
Uns soll er in allen Fällen
Dienstbar Aug' und Kopf erhellen,
Denn die sind des Trunkes Sklaven,
Die bloß trinken, um zu schlafen..."

Der poetische Philosoph, dem der Graf andächtig zuhörte, war auf dem besten Wege in seiner Improvisation fortzufahren, als er bemerkte, daß Walter ihm bedeutsame Blicke zuwarf und zugleich die Hand auf die Lippen legte; auch kam es ihm vor, als ob Jemand in seiner Nähe hörbar in sich hineinlache. So zwiefach aus der Stimmung gebracht, sah er sich um und gewahrte, daß Urdietrich der heimliche Kicherer war, der

große Mühe hatte ein lautes Lachen zu unterdrücken, indem er auf den unteren Theil der Tafel hindeutete, wo drei behäbige Herren bei der poetisch-philosophischen Tischunterhaltung gemüthlich eingeschlafen waren. Sie hielten alle drei den Kopf so gleichmäßig friedlich auf die Brust gesenkt und die Hände in den Schoß gelegt, als ob sie einem künstlerischen Spaßvogel Modell säßen, um den Dreiklang des Schlummers darzustellen. Als die jungen Damen, welche bis dahin aufmerksam der Unterhaltung gefolgt waren, der ehrwürdigen Schlummerhäupter ansichtig wurden, flüsterte Comteß Clara ihrem Vater zu: „Wenn es Dir recht ist, liebes Papachen, wollen wir den Thee im Treibhaussalon trinken.“ Er nickte gewährend und die Gesellschaft verließ nun das Zimmer so geräuschlos wie möglich, um die Schläfer nicht zu wecken. Es war eine Mondnacht von seltener Schönheit. Ein mildes Lichtnetz wob sich über Hügel und Wälder, alle trennenden Linien zwischen Erde und Himmel schienen gelöst und beide weich in einander zu verschwimmen, wie Schatten und Licht. Tiefe Ruhe herrschte ringsum, so daß man jeden Fußtritt weithin hören konnte. Kein Lüftchen regte die silbernen Wipfel der mächtigen Kastanienbäume und doch athmete

sich's frisch und wonnig in der milden Nacht. Die Gesellschaft hatte sich in kleine Gruppen aufgelöst, doch wurde wenig gesprochen und nur leise; Alle standen verloren im Anschauen der traumhaft schönen Bilder, welche sich ringsum dem Auge boten. Lenore hatte sich an Agnes' Arm gehängt und war mit ihr im Garten verschwunden. Comteß Clara stand neben Walter, Urdietrich und Dr. Melchior Lebrecht waren in der Nähe des Grafen geblieben. „Wir haben doch wolgethan, aufzubrechen," sagte dieser, „denn solche Nächte sind bei uns selten. Kommen Sie mit mir in den Garten, dort von der Terrasse des Treibhauses zeigt sich bei Mondschein die Gegend am schönsten."

Sie gingen den Weg, welcher vom Herrenhause hinab in den Garten führte, während Walter und seine Dame den andern Weg einschlugen, der am Fremdenhause vorbeilief. Comteß Clara drückte ihrem Begleiter ihr Bedauern aus, daß es ihr heute nicht vergönnt gewesen sei, in seiner und seines Freundes Nähe zu sitzen, doch habe sie kein Wort von der Unterhaltung verloren, obwohl ihre beiden Nachbarn die Verpflichtung gefühlt hätten, ihr klar zu machen, daß Shakespeare's Sommer-

nachtstraum, bei Licht besehen, doch eigentlich ein ganz albernes Machwerk sei.

„Aehnliche Ansichten sind viel weniger selten, als man glaubt," entgegnete Walter, „die wenigsten Menschen haben nur den Muth, sie auszusprechen."

„Ein wirklicher Geheimer Rath, wie mein Nachbar," lächelte Comteß Clara, „darf sich schon etwas zutrauen. Da er meist nur in diplomatischer Gesellschaft lebt, so liest er auch meist nur französische Bücher, und findet alles Uebrige abgeschmackt."

Plötzlich erscholl zwischen den Bäumen her ein wunderlieblicher Gesang. „Das ist Puck," sagte Comteß Clara, „horchen Sie wohl auf, solche Stimme hört man selten." Alles blieb stehen und lauschte, wie der unsichtbare Puck sang:

„Guten Abend, mein lieber Mondenschein,
Wie blickst Du so tief in das Herz mir hinein!
O sprich und laß Dich nicht lange fragen:
Du hast mir gewiß einen Gruß zu sagen,
Einen Gruß von meinem Schatz.

Wie sollt' ich bringen 'nen Gruß zu Dir?
Du hast ja keinen Schatz bei mir.
Und was mir die Frauen und Mädchen klagen,
Und was mir die Burschen da unten sagen,
Ei, das versteh' ich nicht!

Hast Recht, mein lieber Mondenschein,
Du kannst ja auch Liebchens Bote nicht sein,

Du würd'st sonst zu tief ihr in's Auge sehn,
Du könntest ja nimmermehr untergehn,
Schienst ewig nur für sie. —

Dies Liedchen ist ein Abendreih'n,
Ein Wandrer sang's beim Vollmondschein,
Und die's da lesen beim Kerzenlicht,
Die Leutchen verstehen dies Liedchen nicht,
Und 's ist doch kinderleicht!"

Walter hatte das hübsche Lied schon früher singen hören, aber einen so wunderbaren Eindruck, wie dieses Mal, hatte es ihm nie gemacht. In Puck's silberreiner Sopranstimme klang es so luftig und duftig, so herzig und neckisch, daß er wie bezaubert stand und für den Ausdruck seiner Gefühle kein Wort finden konnte.

„Nun, was sagen Sie zu unserer kleinen Nachtigall?" fragte ihn Graf Karlsburg, herzutretend.

„In ihrer Erscheinung erinnert sie mich an die lieblichsten Bilder von Fiesole," erwiederte Walter, „und ihr Gesang kommt mir vor wie der verklärte, kindlich seelenvolle Ausdruck ihrer Erscheinung."

Melchior Lebrecht war ebenfalls ganz begeistert von Puck's Gesang, und Comteß Clara sagte: „Man kann sie hundertmal dasselbe singen hören, und es klingt immer neu."

„Ja," fügte der Graf hinzu, „es ist nur das

halbe Leben bei uns, wenn sie nicht hier ist. Und sie will übermorgen schon wieder fort, aber da wird nichts daraus!"

Lenore hatte, ohne bemerkt zu werden, alle diese Aeußerungen mit angehört, jetzt kam sie auf Walter zu und drückte ihm ihre Freude darüber aus, daß ihm Agnes und ihr Gesang so gut gefalle. Diese saß schon auf der Terrasse am Theetisch, als die Uebrigen dort ankamen, und ließ die schönen Dinge, die man ihr sagte, mit der heitersten Miene über sich ergehen. Nach dem Thee wurde bei anmuthiger Unterhaltung noch eine längere Promenade durch Garten und Park gemacht, und Urdietrich hatte nicht übel Lust, auch noch eine Bootfahrt auf dem großen Teiche zu unternehmen, der den untern Theil des Gartens von zwei bewaldeten Hügeln, genannt die Walberge, trennte, welche sich dunkel in dem hellglitzernden Wasser abspiegelten, allein der Graf fand, daß es Zeit für die jungen Damen sei, sich zur Ruhe zu begeben, und er selbst sehnte sich nach Ruhe, da er die Gewohnheit hatte, schon vor fünf Uhr Morgens aufzustehen. Doch bestand er darauf, daß die Herren vor Schlafengehen noch ein Glas „Schlummerpunsch" mit ihm trinken müßten. Als sie sich von den Damen verabschiedet hatten und in den

Speisesaal traten, fanden sie die drei Würdenträger, welche vorhin geschlafen hatten, wieder ganz munter am Tische sitzen, bei vollen Gläsern und dampfenden Cigarren, und mit ihnen andere Gäste, welche gleich nach dem Dîner verschwunden waren und später dem Thee und Mondschein ein Glas Bier oder Punsch im Zimmer vorzogen. Nur Baron Swinek, der schon vor Urdietrich's Sprung durch's Fenster unsichtbar geworden war, fehlte auch jetzt, und Keiner wollte ihn gesehen haben.

Der Graf war mit seinem Schlummerpunsch bald fertig und sagte, bevor er Walter und Lebrecht gute Nacht wünschte: „Um acht Uhr finden Sie die Damen beim Kaffee auf der Terrasse des Treibhauses, wenn Sie aber vorziehen, auf Ihrem Zimmer zu frühstücken, so wollen Sie's nur bei Philipp bestellen."

Urdietrich begleitete die Beiden bis auf ihre Zimmer in's Fremdenhaus. „Diesen Baron Swinek habe ich auf dem Striche," sagte er, „der führt nichts Gutes im Schilde, aber ich werde schon noch dahinter kommen."

„Ich bin dem Baron Swinek vor Jahren in München, in den Gesellschaften der Fräulein Münzer begegnet," bemerkte Dr. Lebrecht, „da er mich

aber heute nicht wiederzuerkennen schien, so ließ ich ihn auch unbeachtet."

„Das ist ein Schwarzer!" sagte Urdietrich mit Nachdruck, „aber morgen müssen wir ein Stündchen unter uns sein, wir werden mancherlei zu plaudern finden, und ich möchte Ihnen auch gern meine Skizzen einmal zeigen. Man hört hier auf dem Lande selten ein vernünftiges Urtheil. Doch nun gute Nacht!"

Und er sprang die Treppe herunter mit der Behendigkeit eines jungen Gemsbockes.

Achtes Kapitel.

Die schrecklichsten der Möglichkeiten
Malt ihr die Phantasie mit warmen Farben vor.
Umsonst bemüht sie sich mit ihrer Furcht zu streiten.

Wieland.

Die röm'sche Spinne spinnt ihr Netz,
So weit sie darf und kann,
Sie spinnt's um Herrscher und Gesetz,
Um Knecht, Magd, Weib und Mann.

Altes Lied.

Es war kaum sechs Uhr vorüber, als Walter, der vortrefflich geschlafen und dabei die schönsten Träume gehabt hatte, aufwachte. Die schräg durch die Fenster fallenden Sonnenstrahlen spiegelten sich auf den blankgebohnten Dielen seines Zimmers, und draußen in Busch und Baum zwitscherten die Vögel so laut, daß es ihm schien, als ob sie ihn geweckt hätten, was ihm gar nicht unlieb war, denn er gedachte im Laufe des Tages noch seine Reise nach Wodenhausen fortzusetzen, und wollte

doch auch gern noch etwas von der poetischen Umgebung, in welche sein guter Stern ihn geführt hatte, genießen. Der Tag versprach heiß zu werden, denn es kam ihm schon jetzt in der Morgenfrühe schwül in dem sonnig gelegenen Zimmer vor. Er sprang auf, warf sich schnell in die Kleider und öffnete das Fenster, wobei sein Blick über den terrassenförmig sich abstufenden Garten auf den großen Teich fiel, dessen schimmernde Flut eben ein blendend weißer Schwan mit hochausgebreiteten Flügeln bis zu den dunkeln Walbergen durchschnitt. Das Wasser lockte so verführerisch, daß Walter sich rasch entschloß, ein Bad im Teiche zu nehmen. Als er erfrischt zurückkehrte und sich nach dem Philosophen umsah, fand er diesen noch in tiefem Schlafe. Er wollte ihn nicht stören, vollendete seinen Morgenanzug und ging dann in's Dorf, um nach dem Einspänner zu sehen, erfuhr aber, daß der Graf schon um fünf Uhr im Dorfe gewesen sei und den Wagen fortgeschickt habe. Er sah nach der Uhr, es ging schon auf acht, und der Morgen war so schön, daß er's nicht über sich gewinnen konnte, seinen Freund noch länger im Bette liegen zu lassen. Dr. Melchior hatte, durch Walter geweckt, kaum die Augen geöffnet, als aus

dem Garten her, von silberheller Stimme gesungen, das Lied erscholl:

„O Ihr Herrn, Ihr Herrn und Damen,
Groß' und reiche Herren all,
Braucht in Euren schönen Gärten
Ihr denn keine Nachtigall?
Hier ist eine, die ein stilles
Plätzchen sucht die Welt entlang —
Räumt mir eines ein: ich will es
Euch bezahlen mit Gesang!"

„Und solchen Morgengruß kann ein Poet verschlafen?" sagte Walter; „ich gehe in den Garten und sehe, wo die Nachtigall singt. Vergessen Sie nicht, daß die Damen uns um acht Uhr auf der Terrasse zum Frühstück erwarten und daß bis dahin nicht viel Zeit mehr übrig bleibt."

Auf dem Wege zum Garten begegnete Walter Lenoren, die ihn wie einen alten lieben Bekannten begrüßte und keine Spur von der Befangenheit mehr zeigte, welche er Tags vorher an ihr bemerkt hatte. Sie nahm sein Anerbieten, sie auf ihrem Spaziergange zu begleiten, freundlich an und die Unterhaltung mit ihr fesselte ihn diesmal so, daß er bald ganz darüber vergaß, weshalb er eigentlich in den Garten gekommen war. Er fragte sie theilnahmsvoll, warum sie gestern so ernst und schweigsam gewesen sei, und sie antwortete: „Ernst

und schweigsam bin ich fast immer, seit ich zum Nachdenken über mich selbst gekommen, besonders aber in großer Gesellschaft. Das viele Durcheinandersprechen und Lachen wirkt förmlich betäubend, ja verdummend auf mich, so daß ich kein zum Tone der Andern passendes Wort über die Zunge bringen kann. Aber daß ich auch gestern so gewesen sein soll, nimmt mich Wunder, denn noch nie ist mir in einem größeren Kreise die Zeit so rasch und angenehm verschwunden wie gestern, Dank Ihrer und Ihres Freundes Unterhaltung. Ich hätte können die ganze Nacht sitzen und zuhören."

„Ich theile Ihre Abneigung gegen große Gesellschaften," erwiederte Walter, „habe aber das Störende niemals weniger empfunden, als gerade gestern, da ich so glücklich war, mit Ihnen, Fräulein Agnes, meinem Freund Melchior und Graf Karlsburg innerhalb des großen Kreises einen kleinen Kreis zu bilden, der mich den großen fast vergessen ließ. Wie dieser mir nichts bot, was mich fesseln konnte, so sprach ich auch nichts, was für ihn bestimmt war."

„Ach, das ist mit Ihnen etwas ganz Anderes!" rief Lenore, stehen bleibend und mit einem Ausdruck unsäglicher Wehmuth seine Hand ergreifend.

„Wohl haben Sie auch trübe Erfahrungen gemacht, ich weiß es, allein Sie können doch offen und erhobenen Hauptes sprechen von Ihren Erfahrungen, Sie sind ein freier Mann und Herr Ihrer Worte und Handlungen, Sie finden Menschen, die Sie verstehen, und können sich mittheilen, so oft Sie wollen, das Herz befreien bis auf den Grund, und das ist schon ein Glück, ein Trost, eine Erlösung, ich aber muß Alles, was mich drückt, in mir begraben."

„Und warum müssen Sie das?" fragte Walter tiefbewegt, „finde ich Sie nicht unter Menschen, die es gut mit Ihnen meinen? Haben Sie nicht Freundinnen, denen Sie Ihr Herz ausschütten können, und haben Sie nicht auch Freunde, die Ihres Vertrauens würdig sind? Ich sollte doch denken!" sagte er mit so innigem Ausdruck der Stimme und des Auges, daß Lenore nicht wußte, wie ihr geschah, als ihre Blicke den seinen begegneten und nicht davon abließen, bis ihr Auge sich mit Thränen füllte. Sie zitterte und ergriff krampfhaft seinen Arm, um einen Halt zu suchen, denn die Füße versagten ihr den Dienst. Er führte sie vorsichtig zu einer nahen Gartenbank und nahm dort neben ihr Platz. Sie kam bald wieder zu sich und sagte:

„Lieber Walter, diese traurige Scene paßt schlecht zu dem schönen Sommermorgen; aber mißdeuten Sie meine Schwäche nicht und lassen Sie, was zwischen uns geschieht, bei uns bleiben. Ich habe Vertrauen zu Ihnen und es thut mir wohl, mich einmal aussprechen zu können gegen Jemand, der selbst gelitten hat und deshalb Anderer Leiden versteht. Ich bin das unglücklichste Geschöpf auf der Welt, so unglücklich, daß ich mir oft beim Einschlafen gewünscht habe, nie wieder aufzuwachen. Was gute Menschen thun, um mir Zerstreuung und Erheiterung zu verschaffen, dient nur, mich mein Unglück noch tiefer fühlen zu machen. Ich bin nicht mißgünstig und kann mich herzlich des Glückes Anderer freuen, und doch beneid' ich jede Magd, jeden Menschen, der einen bestimmten Beruf hat, einen festen Boden unter sich und ein erreichbares Ziel vor sich, gegebene Pflichten, in deren Erfüllung Trost und Beruhigung liegt. Ich Unglückliche kann selbst im Gebete weder Trost noch Beruhigung finden. Ihr guter Oheim, mein zweiter Pflegevater, thut für mich, was in seinen Kräften liegt, und es ist nicht seine Schuld, wenn er mich nicht versteht. Ich glaube, er würde froh sein, mich wieder loszuwerden. Mir geht das Herz auf, wenn ich die immer heitere Agnes, das

liebe, arglose Kind, sehe, aber ihr zu sagen, was mich drückt, wäre ich nicht im Stande, denn es würde sie trübe und mich nicht heiter machen. Wenn ich über mich nachdenke, so begreife ich eigentlich gar nicht, wozu ich auf der Welt bin, mein ganzes Dasein erscheint mir als ein verfehltes. Und ich denke mehr über mich nach, als für mich gut ist, weil ich nichts habe, was mich davon abzieht. Seit einmal ein Versuch gemacht wurde, mich aus Wodenhausen zu entführen — wie es hieß, um mich in ein Kloster zu bringen — habe ich mich oft gefragt, was ich bei dem Mißlingen des Versuchs eigentlich gewonnen."

„Mein liebes Fräulein," unterbrach sie Walter, „Sie lassen sich fortreißen durch eine Gedankenströmung, welche Sie unmöglich zu gutem Ziele führen kann. Ich weiß von Ihren Schicksalen und Heimsuchungen bis jetzt nur sehr wenig, allein ich weiß, daß, wie unglücklich Ihre Vergangenheit immer gewesen sein möge, Sie doch daraus kein Recht schöpfen können, Ihre Zukunft eigenmächtig zu zerstören. Bei Ihrer Jugend und den Vorzügen des Geistes und Körpers, womit der Himmel Sie gesegnet hat, kann Ihnen jeder Tag, jede Stunde ein Glück bringen, das Ihre kühnsten Wünsche und Hoffnungen überflügelt."

Lenore schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf. Walter fuhr fort:

„Warum steifen Sie sich darauf, das Leben nur von der trüben Seite anzusehen?"

„Ich steife mich durchaus nicht darauf, allein es hat sich mir nie anders als von der trüben Seite zeigen wollen. Ist das meine Schuld? Auf mir liegt ein Fluch, der mir unbarmherzig alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft abschneidet. Ist das meine Schuld?"

„Nichts auf Erden darf uns die Hoffnung rauben, und es giebt keinen Fluch, den der Himmel nicht in Segen verwandeln könnte."

„Auch solchen, der uns angeboren ist?"

„Jeden!"

„Ich weiß nicht, lieber Walter, ob und was Sie von dem Geheimniß meiner Herkunft erfahren haben; ich selbst weiß leider mehr darüber, als in der Absicht Ihres Oheims lag, mich wissen zu lassen; aber die Vögel singen es auf den Bäumen und selbst ein Mann, wie Baron Swinek, sprach mir gleich nach seiner Ankunft — es war auch bei einer zufälligen Begegnung hier im Garten — davon, wie von einer allbekannten Sache, obgleich er hier nichts darüber gehört haben konnte."

„Baron Swinek?“ fragte Walter mit unwilligem, faſt zornigem Ausdruck, „Baron Swinek hat gewagt, mit Ihnen in unziemlicher Weiſe von Ihrer Herkunft zu reden?“

„Nicht in unziemlicher Weiſe! Anfangs nahm ich's freilich ſo und ließ es ihn fühlen, allein ich merkte bald, daß ich ihm Unrecht gethan: ‚Wenn ich Jemand leiden ſehe — ſagte er — und nicht blos den Grund des Leidens genau kenne, ſondern auch ein unfehlbares Heilmittel dagegen habe, ſoll ich es dem Leidenden vorenthalten?‘ Er iſt ein eifriger Katholik und ... doch da kommt Graf Karlsburg! Sprechen wir jetzt nicht weiter von der Sache und ſtreichen Sie die Falten aus der Stirn; der gute Graf wäre unglücklich, wenn er Sie nicht mit vergnügtem Geſichte ſähe. Ich ſelbſt fühle mich wirklich ſchon unendlich erleichtert durch die Beichte, die ich Ihnen abgelegt. Ich werde Ihnen bald mehr beichten. Aber jetzt genießen Sie fröhlich, was der Augenblick bietet.“

Walter ſah ſie verwundert an, von den verſchiedenartigſten Empfindungen bewegt. Sie ſprang auf und dem Grafen entgegen; Walter folgte ihr auf dem Fuße. Graf Karlsburg war in einem ſo unſcheinbaren Koſtüm, daß kein Fremder den reichen Gutsbeſitzer in ihm vermuthet haben würde,

eher einen Inspektor, Gärtner, oder dergleichen. Nach freundlicher Begrüßung sagte er zu Walter: „Ich habe schon drei Stunden auf der Chaussee gearbeitet und muß nachher wieder hin, aber es drängte mich, einmal nachzusehen, wie Ihnen und Ihrem Freunde die erste Nacht unter meinem Dache bekommen ist."

„Ich habe vortrefflich geschlafen," entgegnete Walter, „heute früh schon ein Bad genommen und im Dorfe zu meinem Schrecken gehört, daß unser Einspänner mit geheiltem Rade verschwunden ist. Wie sollen wir nun weiterkommen?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Heute ist Sonnabend und da hat Ihr Onkel seine Predigt auszuarbeiten, die er morgen halten muß, Also würden Sie ihn heute und morgen nur stören, und bis zum Montage hätte der Einspänner doch nicht gut warten können. Haben Sie schon gefrühstückt?"

„Nein."

„Damit darf man nach dem Bade nicht lange warten. Der Kaffee dampft schon auf der Terrasse, aber die Damen sind noch nicht da. Unsere liebe Lenore muß einmal die Wirthin spielen."

Als Walter in Eile sein Frühstück beendet hatte, führte ihn der Graf in das Treibhaus, in

welches man von der Terrasse aus durch einen großen, sehr geschmackvoll dekorirten Salon gelangte, mit hohen Glasthüren links und rechts, welche die beiden langgestreckten Flügel mit der blühenden Pflanzenwelt von einander trennten. Graf Karlsburg machte seinen Gast auf die hübsche Deckenverzierung aufmerksam und entdeckte bei der Gelegenheit zu seinem sichtbaren Mißvergnügen einen bedenklichen Riß im Plafond. „Was ist das?" sagte er zu dem eben eintretenden Philipp, der einen Brief überbrachte, „die Decke scheint sich da gesenkt zu haben."

„Ja wohl," erwiederte Philipp hinaufglotzend und naiv lächelnd, als ob er sich über die Entdeckung freute, „das kommt gewiß von Herrn Urdietrich, der da oben wohnt."

„Das wollen wir doch gleich einmal untersuchen, sonst könnte der närrische Kerl uns gelegentlich sammt der Decke unversehens auf die Köpfe fallen," sagte der Graf. „Wollen Sie mich begleiten?" fügte er, zu Walter gewendet, hinzu. „Philipp, komm auch mit!"

Als sie die schmale Treppe erstiegen hatten, welche aus dem linken Flügel des Gewächshauses in Urdietrich's Zimmer führte, wurde ihnen bald die Ursache des Risses in der Decke klar. Vor

dem tiefzerwühlt leerstehenden Künstlerbette lag ein gewaltiger Stein, unter dessen Gewicht sich der Fußboden schon so bedeutend gesenkt hatte, daß ein Brett ganz aus den Fugen gegangen war und in der Mitte gebrochen schien.

„Wie kommt denn das Ungethüm von Felsblock hier herauf in's Zimmer?" fragte der Graf.

„Das hat Herr Urdietrich selbst heraufgebracht, um seine Kräfte zu üben," lächelte Philipp: „Jeden Morgen, wenn er aus dem Bette kommt, hebt er den Stein in die Höhe, und auch jeden Abend, ehe er sich zu Bette legt. Neulich Morgens, als ich ihm seinen Kaffee brachte, wurd' es ihm ein Bischen schwer, den Stein aufzuheben, da sagt' er, er müsse wohl krank sein, und legte sich wieder in's Bett."

So ärgerlich der Graf war, konnte er sich doch so wenig wie Walter bei dieser Erklärung Philipp's des Lachens erwehren. „Schaff' mir gleich den Stein aus dem Zimmer," sagte er.

„Ja, wenn ich das könnte, gnädiger Herr!"

„So hol' Jemand zu Hülfe!"

Als Philipp fort war, versuchte Walter seine Kraft an dem Steine und auch der Graf faßte herzhaft mit an, allein es gelang ihren vereinten Kräften nicht, das Ungethüm auch nur einen Zoll

breit von der Stelle zu bewegen. Sie warteten bis Philipp mit einem Gartenarbeiter zurückkam, um sich zu überzeugen, daß auch diese Beiden sich vergebens bemüheten, an dem Steine zu rütteln. Es blieb nichts übrig, als Urdietrich's Rückkehr abzuwarten.

„Ich kann mir schon denken, wo er steckt," sagte der Graf, „da sehen Sie einmal!" Und er deutete auf verschiedene Skizzen die an der Wand standen, Entwürfe zu Darstellungen aus der nordischen Sage, auf welchen immer eine Walküre vorkam, die sofort an die kühne Reiterin vom vorigen Tage erinnerte. „Es ist eben das Unglück dieses begabten jungen Mannes, daß er lauter Pläne schmiedet, die sich nie verwirklichen lassen, und Hoffnungen nährt, die nicht erfüllt werden können."

Als die Beiden auf die Terrasse zurückkehrten, fanden sie um den Kaffeetisch eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt. Comteß Clara spielte die geschäftige Wirthin und Fräulein Agnes und Lenore gingen ihr dabei zur Hand. Die Unterhaltung wurde hier ganz durch die liebenswürdige Tochter des Hauses geführt, oder vielmehr angeregt und mit feinem Takt geleitet, denn sie selbst zog das Hören dem Sprechen vor.

Comteß Clara — oder Clärchen, wie sie in engerem Kreise hieß — war eine liebliche Brünette mit prächtigem, seidenen Haar, das sie gewöhnlich in Locken trug, und schönen, klugen, fast etwas schelmischen braunen Augen, deren Blicke die Männerwelt ebenso zu fesseln, wie immer in schicklichen Grenzen zu halten wußten. Sie hatte, ohne selbst viel zu sprechen, das Talent die Anderen auf das Ungezwungenste zum Reden zu bringen und ihnen durch kluge Fragen ihr Bestes zu entlocken, ganz in der Weise ihres Vaters, als dessen verfeinerter Auszug sie gelten konnte. Nichts weniger als ein Blaustrumpf, fühlte sie doch in hohem Grade das Bedürfniß nach geistiger Ausbildung und hatte schon früh, in stetem Umgang mit bedeutenden Gelehrten und Künstlern, ein mehr als oberflächliches, mannichfaltiges Wissen, verbunden mit feinem Urtheil, gewonnen. Alt und Jung fühlte sich wohl in ihrer Nähe, weil sie die Vorzüge ihrer Stellung und den Zauber ihrer Persönlichkeit nie in störender Weise geltend machte. So fand sich auch Heinrich Walter, der an ihrer Seite Platz nehmen mußte, bald behaglich durch sie gefesselt und würde wohl stundenlang am Kaffeetische sitzen geblieben sein, wenn nicht von anderer Seite her ein Anlaß zum Aufbruch ge-

kommen wäre. Philipp, der dem Philosophen — weil derselbe nicht beim Frühstückstische auf der Terrasse erschienen war — seinen Kaffee hatte auf's Zimmer bringen sollen, kehrte nämlich mit der Meldung zurück, der Herr Doktor sei in seiner Stube nicht zu finden. Man erschöpfte sich nun, während der Captain mit großer Umständlichkeit aus einem englisch soliden Etui eine Cigarre hervorzog, dieselbe beschnitt und auf den Tisch legte, dann das Etui wieder beisteckte und ein anderes zum Vorschein brachte, aus welchem er eine Bernsteinspitze nahm, dieselbe neben die Cigarre legte, darauf das Etui sorgfältig schloß und wieder beisteckte, darauf behutsam die beschnittene Cigarre in die Spitze hineinpflanzte und beides in glücklich erreichtem Zusammenhange abermals auf den Tisch legte, um freie Hand zu gewinnen für das Hervorlangen eines silbernen Büchschens mit Wachskerzchen, wovon er eines in Brand setzte, um endlich die wiederaufgenommene Bernsteinspitze in den Mund zu stecken und die Cigarre anzuzünden — man erschöpfte sich während dieser bedächtig vollbrachten Reihenfolge von Manipulationen in Vermuthungen, wo der Doktor nur stecken könne.

Als der Captain ernstprüfenden Blickes die

Ueberzeugung gewonnen, daß seine Cigarre regelrecht brenne, und er auch das silberne Büchschen sorgfältig wieder in der Tasche geborgen hatte, hub er trockenen Tones an:

„Ich kann Ihnen sagen, wo Dr. Liebknecht ist."

„Lebrecht heißt er," warf der Graf ein. „Wo ist er denn?"

„Also Dr. Lebrecht, oder wie er heißt," fuhr der Captain gelassen fort, „ist auf der kleinen Insel im Park. Wenigstens darf ich vermuthen, daß er noch da ist, denn ich sah ihn vorhin, als ich meinen Morgenspaziergang um den kleinen Teich herum machte, mit Frau Lore auf der Steinbank unter der Trauerweide, die ganz vorn in's Wasser herabhängt, sitzen."

„Das klingt ja ganz romantisch!" rief Baron Konrad: „auf der Steinbank unter der Trauerweide, die ganz vorn in's Wasser herabhängt."

„So hab' ich gesagt," erwiederte der Captain kurz.

„Sie sind doch nicht gar eifersüchtig, alter Kriegskamerad?" fragte der Graf scherzhaft.

„Ei was!" entgegnete der Captain mit einem fast ärgerlich ernsten Ausdruck, der die Uebrigen in stille Heiterkeit versetzte. „Ich wollte zu den

Beiden auf die Insel gehen, um ihnen „Guten Morgen“ zu wünschen, aber ich bemerkte noch zu rechter Zeit, daß Herr Dr. Liebknecht oder vielmehr Lebrecht wollt' ich sagen — daß also Herr Dr. Lebrecht der Frau Dr. Dietrich mit feierlicher Stimme etwas vorlas und sie sehr andächtig zuhörte. Da hielt ich's denn für schicklich, weder zu lauschen noch zu stören, und zog mich rasch zurück.“

Nach diesem für ihn ungewöhnlich langen Ergusse rückte der Captain seinen Stuhl etwas zur Seite und blies den Rauch seiner Cigarre in so trotzigen Zügen vor sich hin, als ob er sagen wollte: Jetzt laßt mich mit Euren Fragen in Ruh', ich rede kein Wort weiter!

Die Andern aber beschlossen einstimmig, nach der Insel zu wandern, um das Paar unter der Trauerweide aufzusuchen. Heinrich Walter ging in guter Laune mit; nur der Captain blieb zurück, ohne sich nach den Abziehenden auch nur umzusehen. Erst als sie fort waren, kam es ihm vor, als ob die Sonne schon unerträglich brenne, und, kurz resolvirt wie er war, trug er seinen Stuhl die breite Steintreppe hinab und nahm Platz in einem schattigen Winkel hinter den hohen Treibhausgewächsen, welche während der warmen

Jahreszeit immer in grünen Butten und Kübeln zu beiden Seiten der Terrasse malerisch aufgestellt waren. Hier wollte er in kühler Zurückgezogenheit seine Cigarre zu Ende rauchen, denn er hielt es für ungesund im Gehen zu rauchen, weil es das Athmen erschwere, und zudem hatte er seinen Morgenspaziergang schon hinter sich.

Als er nun da, ganz unter schattigem Grün verborgen, behaglich ausgestreckt saß, den Dampf seiner Cigarre in blauen Ringeln vor sich aufsteigen ließ und nachdachte über die Thorheit der Menschen, die sich den Ernst des Lebens durch Kichern und Lachen und allerlei Mummenscherz und Versemacherei verderben, hörte er plötzlich vor sich leichte Schritte, die dann die Treppe zur Terrasse hinaufschwebten und endlich im Treibhaussalon verschwanden, von wo her öfter der laute Ruf „Philipp!“ „Philipp!“ widerhallte.

Der Captain konnte die vorüberschreitende Gestalt nicht sehen, aber er glaubte an der Stimme Marie, die Kammerzofe der Comteß Clara, zu erkennen. Jetzt kam sie aus dem Salon wieder auf die Terrasse, als plötzlich von der andern Seite her sich schwere Tritte vernehmen ließen und die Steintreppe hinanstiegen.

„Wo sind denn die jungen Damen?“ fragte

eine fette Stimme, die unverkennbar dem Baron Swinek angehörte.

„Die ganze Gesellschaft ist verschwunden, ich weiß nicht wohin," erscholl die laute Antwort.

„Ist auch im Treibhause Niemand?"

„Niemand, ich habe eben Alles darin nach Philipp durchsucht, der nirgends zu finden ist."

„Höre, Marie," ließ sich die fette Stimme jetzt leiser, fast flüsternd vernehmen, „hier hast Du den bewußten Brief, bestell' ihn nach meiner gestrigen Weisung und laß um Gotteswillen nicht merken, daß er von mir kommt."

„Ach, gnädiger Herr," erwiederte in flehendem Tone Marie, „verschonen Sie mich lieber damit; es kommt mir vor, als ob ich eine Sünde beginge. Ich habe die ganze Nacht darüber nicht schlafen können. Der Graf und Comteß Clara haben mir das Fräulein so auf die Seele gebunden!"

„Sei keine Närrin, Marie, bedenke, der Dienst ist klein und der Lohn dafür ist groß. Da, nimm und ziere Dich nicht. Wenn Alles glücklich abläuft, erhältst Du das Doppelte, und was Dein Gewissen betrifft, so weißt Du, wir haben die Mittel, es zu beruhigen."

„Ach Himmel, da kommt Comteß Clara! und auch die Andere!" rief Marie und verschwand im

Salon, wohin Baron Swinek ihr folgte. Der Captain hörte dann eine der inneren Glasthüren des Salons sich öffnen und wieder schließen. Weiter konnte sein scharf lauschendes Ohr nichts mehr vernehmen. Er hatte die ganze Zeit während der Unterhaltung der Beiden wie auf Kohlen gesessen, da es seiner ganzen Natur widerstrebte, den Lauscher zu spielen, allein gleich die ersten Worte waren ihm so bedenklich in die Ohren geklungen, daß es ihn unwillkürlich trieb, mehr zu erfahren, um vielleicht dadurch in Stand gesetzt zu werden, die Ausführung eines bösen Planes zu kreuzen. Baron Swinek gehörte gerade nicht zu den Lieblingen des Captain, allein er hatte ihn doch immer als einen Gentleman betrachtet und behandelt, da der Baron durch Rang, Reichthum und hohe Verwandtschaft allen englischen Respektabilitätsbegriffen entsprach. Die eben erlebte Scene aber setzte ihn tief in seiner Achtung herab, und es handelte sich nur noch darum, zu erfahren, was mit dem geheimnißvollen Briefe eigentlich beabsichtigt werde. Daß nichts Gutes dahinter stecke, war dem Captain so klar, wie frisches Quellwasser in reinem Trinkglase, denn wozu hätte sich sonst die Kammerzofe so zu sträuben gebraucht? Uebrigens gestand sich der Captain bald ein, daß er

hier einen schwierigen Fall vor sich habe, und daß übereiltes Vorgehen leicht mehr schaden als nützen könne. Nach seiner Voraussetzung konnte der Brief nichts Anderes enthalten als eine Liebeserklärung, aber — folgerte er weiter — von Baron Swinek könne diese Liebeserklärung nicht ausgehen, denn sonst würde er der Zofe nicht so feierlich verboten haben, seinen Namen zu verschweigen bei dem Fräulein. Bei welchem Fräulein? Da drängte sich eine neue, schwer zu beantwortende Frage auf. Im Karlsburg'schen Hause weilten zur Zeit verschiedene Fräulein. Da war zunächst eine hübsche Cousine von Clärchen, Fräulein Adelheid von Elfenbach, welche wegen ihres frommen und wohlthätigen Sinnes immer „die heilige Adele" genannt wurde, diese konnte es nicht sein. Die noch so junge und schon so ernste Lenore konnte es auch nicht sein. Da waren noch ein paar junge, allerliebste Fräulein, welche, weil sie immer zusammenhockten und kicherten, „die Turteltäubchen" genannt wurden, doch diese hatte der Captain zu wenig beobachtet, um sich ein Urtheil über sie zu erlauben. „Es kann keine andere sein," sprach er vor sich hin, „als Fräulein Agnes, deren Gesang der Baron so bezaubernd findet, daß er gestern sagte, sie habe sich ihm förmlich in's Herz hineingesungen."

Je mehr der Captain über die Sache nachdachte, desto einleuchtender erschien es ihm, daß der geheimnißvolle Brief an Fräulein Agnes gerichtet sein müsse, denn auf sie paßte Alles, was er von der Unterhaltung Swinek's und Mariens hatte erlauschen können: sie war der Liebling des Grafen und seiner Tochter, wurde überall bevorzugt, und mochte deshalb auch wohl der Zofe zu besonderer Fürsorge empfohlen worden sein. „Aber," sagte sich der Captain, „wenn Swinek ernste Absichten auf sie hat, wozu denn die Geheimnißthuerei? Baut er vielleicht auf ihre kindliche Unbefangenheit, um sie zu bedenklichen Schritten zu verleiten? Das wäre eine Entweihung der Gastfreundschaft, die nicht geduldet werden darf und der hoffentlich noch vorzubeugen ist." Er beschloß, Swinek geradeswegs zum Eingeständniß seiner wahren Absichten zu zwingen und auch der Zofe so in's Gewissen zu reden, daß ihr alle Lust vergehen solle, die Zwischenträgerin zu spielen. Auf dieser Höhe der Entschließung angekommen, verließ er unverzüglich seinen grünen Lauschwinkel, um den Baron aufzusuchen. Es verstrich jedoch so lange Zeit, bis er ihn fand, daß wir uns inzwischen bequem nach der übrigen Gesellschaft umsehen können.

Neuntes Kapitel.

Ein fleißiges Weib ist eine Krone ihres Mannes.
Sprüche Salomonis.

Wer ohne Thorheit lebt, ist nicht so weise, wie er glaubt.
Rochefoucault.

Die kleine Insel, auf welcher der Captain den Philosophen in traulicher Unterhaltung mit Frau Lore entdeckt hatte, bildete den blühenden Mittelpunkt eines ziemlich hochgelegenen kleinen Teiches, der allerlei Wasserkünste speiste, welche in der Nähe zwischen künstlichen Miniatur-Felspartien und Muschelgrotten angebracht waren. Ein traulicheres Plätzchen als diese kleine Insel mit ihrem saftigen Grün, ihren Fliederbüschen, Rosensträuchen und malerischen Baumgruppen von Akazien und Trauerweiden konnte man sich kaum wünschen. Sie bildete, trotz ihres winzigen Umfangs, in Folge der künstlich angebrachten Erhöhungen, Unebenheiten

und grünen Verschlingungen ein kleines Labyrinth, an welches sich schon manche romantische Sage knüpfte. Vom Park aus führte ein etwa zwanzig Fuß langer, ziemlich schmaler und desgleichen ziemlich schwanker Bretterstieg ohne Geländer hinüber, so daß es für wasserscheue Personen schon eines Entschlusses bedurfte, ihn zu betreten. War man dann glücklich angelangt, so galt es noch eine kleine, künstlich den Weg versperrende Felspartie zu überklettern, welche Urdietrich angebracht hatte, um der Insel einen gewissen Anstrich von Urwüchsigkeit zu geben, und welche den munter voranspringenden jungen Herren immer erwünschte Gelegenheit bot, den ihnen etwa nachfolgenden Damen hülfreich die Hand zu bieten.

Als unsere Gesellschaft nun, am Saume des Parks angelangt, die Insel in Sicht bekam, stand das gesuchte Paar eben im Begriff, sie zu verlassen. Der Philosoph konnte von den Nahenden nichts sehen, da er ihnen den Rücken zukehrte, mit beiden Händen beschäftigt, Frau Lore von der zum Stege führenden Felspartie herunterzuhelfen, und Frau Lore konnte ebenfalls nichts von ihnen sehen, da ihre Aufmerksamkeit ganz durch die Schwierigkeiten des Hinabkletterns in Anspruch genommen war. Die Beiden boten in ihren vereinten Bemühungen

ein so ergötzliches Bild, daß die Zuschauer auf einen Wink des Grafen sich in's Gebüsch drückten, um unbemerkt des Anblicks sich weiter erfreuen zu können. Als die Gefahren des Herabklimmens vom Felsen glücklich überstanden waren, betrat der Philosoph zuerst prüfenden Schrittes das schwanke Brett und reichte dann Frau Loren die rechte Hand, sie vorsichtig, mit halb rückwärts gebeugtem Oberkörper hinter sich herziehend, da ein Nebeneinandergehen auf dem schmalen Brette unmöglich war. Ohne Fährniß wurde das kurze Schweben zwischen Himmel und Wasser zu Ende geführt, und beim Betreten des festen Landes waren die beiden nun wieder nebeneinander schreitenden Insulaner nicht wenig erstaunt, plötzlich die übrige Gesellschaft aus dem Gebüsch vor sich auftauchen zu sehen. Dazu kam jetzt noch Urdietrich mit seinem Skizzenbuche von einem nahen Baume herabgeklettert, wo er seine Mutter, wie sie an der Seite des Philosophen auf der Steinbank unter der Trauerweide saß, gezeichnet hatte. Die mit dem glücklichsten Humor entworfene Skizze war so gelungen, daß sie allgemeine Heiterkeit erregte, und auch der Philosoph, obgleich er am schlimmsten dabei weggekommen, sich eines herzlichen Lachens nicht erwehren

konnte. Frau Lore, gegen deren Redestrom — wie sie selbst sehr wohl wußte — nicht anzuschwimmen war, beeilte sich nun, um allen weiteren Neckereien vorzubeugen, die Veranlassung ihres Inselbesuches mit Dr. Melchior Lebrecht zu erörtern. Dieser hatte sich am Frühstückstisch auf der Terrasse eingefunden, als noch Niemand da war. Er hatte sich dann unter einen nahen Baum gesetzt, um, den Bleistift in der Hand, ein schon Nachts zuvor begonnenes Gedicht zu vollenden, worin er die bei dem Spaziergange im Mondenschein von Comteß Clara aufgeworfene Frage: ob die Nacht nicht schöner sei, als der Tag, poetisch zu beantworten suchte. So traf ihn Frau Lore, die zum Gärtner wollte, um einige Bestellungen für das Diner zu machen. Das Uebrige ergab sich dann von selbst; er war so galant, Frau Lore zu begleiten, und sie lud ihn dafür zu einer ganz besonders guten Tasse Kaffee ein, mit neubegierigen Anspielungen auf das Gedicht, welches bei ihrem Nahen in seiner Rocktasche verschwunden war. Er machte keine Schwierigkeit, es ihr vorzulesen, aber es kamen durch die Dienerschaft so viele Störungen dazwischen, daß Frau Lore es vorzog, ihn auf die einsame Insel zu führen, um sich dem poetischen Genusse ungestört hingeben zu können. Natürlich

ließ sie ihn nicht sobald wieder los, als sie ihn einmal fest hatte, und zur Belohnung für das Vorlesen seines kurzen Gedichts mußte er verschiedene lange Geschichten von ihr anhören.

„Wir kommen auf die Entführungsgeschichte zu gelegener Zeit zurück, Frau Lore," unterbrach sie der Graf, als sie einen Augenblick innehielt, um Athem zu holen," für jetzt müssen Sie mir Ihr Opfer ein paar Stunden abtreten, denn ich möchte meinen beiden neuen Freunden meine Chausseebauten zeigen."

„Aber vorher erlaubst Du mir wohl, liebes Papachen, den Herrn Doktor zu bitten, uns das Gedicht vorzulesen, zu welchem ich, wie er behauptete, die Veranlassung gegeben habe," sagte Comteß Clara.

Dr. Melchior ließ sich nicht lange bitten; die Damen setzten sich auf eine nahe Gartenbank, die Herren suchten Platz auf dem Rasen, und der Poet trug folgende Verse vor:

„Wo ist Schönheit mehr zu finden?
In des Tages glüh'nder Pracht,
Oder in der weichen, linden,
Zauberduft'gen Mondennacht?

Tag und Nacht hält sich die Wage
Wie sich beides senkt und hebt;

Glücklich ist, wer schöne Tage,
Auch wer schöne Nächte lebt.

Sinkt der Tag, der goldnen Krone
Und des Purpurkleids beraubt,
Setzt die Nacht auf dunklem Throne
Sich die Silberkron' auf's Haupt.

Und wer dann der Göttin Gnade,
Ihrer Gunst sich rühmen mag,
Findet Glück auf stillem Pfade,
Wie's nicht kennt der laute Tag.

Aber wer im nächt'gen Grauen
Kummermüden Blickes wacht,
Wird in's Tagslicht lieber schauen,
Als in's dunkle Aug' der Nacht."

Comteß Clara äußerte den Wunsch, das Gedicht so zu besitzen, wie es der Poet mit Bleistift gekritzelt hatte; sie versprach ihm dafür eine reine Abschrift zu liefern und er ging gern auf den Tausch ein.

„Jetzt, Kinder," sagte der Graf, „zerstreuet Euch bis Mittag, wie und wohin Ihr wollt, ich nehme die beiden Herren mit auf die Chaussee, Du aber, Urdietrich, thust mir den Gefallen, auf der Stelle den ungethümen Felsblock aus Deinem Zimmer zu schaffen, dessen Gewicht mir schon den schönen Plafond im Treibhaussalon zerdrückt hat. Und künftig bist Du wohl so gut, Deine Kraft-

übungen unter freiem Himmel vorzunehmen, statt in menschlichen Wohnungen, die Gefahr laufen, unter solcher Last zusammenzubrechen."

„Warum baut Ihr Eure Wohnungen wie Kartenhäuser?" murmelte Urdietrich.

„Weil sie für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, und nicht für Urmenschen aus der Steinzeit bestimmt sind," entgegnete der Graf, der nun mit seinen beiden Begleitern den Weg links durch den Park in der Richtung nach der neuen Chaussee einschlug.

„Sehen Sie," sagte er, „mit meinen Chausseebauten, mit welchen ich Sie ein bischen bekannt machen möchte, wie Jeder gern von seinen Liebhabereien redet, hat's eine eigene Bewandtniß. Die Arbeit, welche ich darauf verwende, ist die eigentliche Nährquelle meiner Gesundheit und guten Laune — denn nicht immer bin ich so munter gewesen, wie Sie mich jetzt sehen — und das Geld, das ich darauf verwende, ist mir wahrhaft zum Segen geworden. Und das Alles habe ich meiner lieben, seligen Frau zu verdanken, die weit klüger war als ich und von der ich eigentlich mein bischen Lebenskunst gelernt habe. Des Reichthums ungewohnt, der mir erst durch eine Erbschaft in den Schooß fiel, als meine Drang- und Sturmjahre bereits hinter mir lagen,

wußte ich nicht recht was damit anzufangen, bis mich meine Frau auf die rechte Fährte brachte. Den Armen hatte ich von jeher nach meinen Kräften und auch wohl über meine Kräfte hinaus gegeben, aber ohne in mir und außer mir besonderen Segen davon zu spüren. Meine Frau wußte mir nun klar zu machen, daß bloßes Spenden von Almosen kein Wohlthun sei, vielmehr leicht das Gegentheil bewirke, indem es versumpfende Trägheit nähre und die Armen daran gewöhne, aus der Bettelei ein Geschäft zu machen. Sie pflegte zu sagen: wie man aus einem Sumpfe nie reines Wasser schöpfen könne, wieviel auch vom Himmel hineinregne, so könne man von der Bettelei nichts Gutes erwarten, wieviel auch an ihr geschehe. Aber dasselbe Wasser, welches in Trägheit versumpfte, könne, durch Kanäle in Fluß gebracht und über dürre Wiesen und Felder geleitet, diesen zu wachsendem Segen werden. In ähnlicher Weise müsse man auch das zum Wohlthun bestimmte Geld verwenden. So angewandt — sagte sie mir oft — wird der zehnte Theil Deines Einkommens mehr Nutzen bringen, als wenn Du das Ganze in Almosen vertheiltest, denn leicht Gewonnenes wird leicht geschätzt und geht leicht wieder verloren, während schwer Errungenes für uns Werth er-

hält eben durch die daran gesetzte Arbeit und Sorge. Also gieb soviel Du willst, aber sorge, daß die Empfänger dafür arbeiten; sonst verschenke nichts, außer in solchen Fällen, wo Du Dich durch genaue Nachforschung überzeugt hast, daß dringende Hülfe noth thut.

„Diese Rathschläge leuchteten mir wohl ein," fuhr der Graf fort, „aber ich wußte nicht recht, was damit anzufangen, bis meine Frau mir Regel und Richtung gab. Unsere Güter — sagte sie — liegen so weit ab von der Eisenbahn und den sonstigen großen Verkehrsstraßen, und die alten Landwege sind so schwer zu befahren, daß Ausfuhr und Absatz der Bodenerzeugnisse mit den größten Hemmnissen zu kämpfen hat. Welch' ein Segen würde es nun für die arme Landbevölkerung der ganzen Umgegend sein, wenn Du jährlich ein Paar tausend Thaler daran wenden wolltest, die alten Wege zu verbessern und neue zu bauen. Es würde das auch unserm eigenen Landbesitz zu Gute kommen und zugleich wirksame Abhülfe gegen alle Bettelei gewähren, denn jeder Hülfsbedürftige aus den benachbarten Dörfern könnte beim Wegebau beschäftigt werden, mit Ausnahme der Arbeitsunfähigen und Kranken, deren Versorgung ich auf mich nehme. —

„In diesem Sinne gab meine Frau mir ihre feinen Fingerzeige, denen zu folgen ich gleich alle Vorbereitungen traf. Ich hatte nun mit einem Male, was mir bis dahin gefehlt: eine nützliche, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete und dabei gesunde Beschäftigung. Seit der Zeit bringe ich immer den größten Theil des Tages im Freien zu, mit der Beaufsichtigung meiner Arbeiter beschäftigt, und ich schwinge selbst oft Schaufel und Hacke, weil mir das Essen nachher um so besser schmeckt. Bloßes Spazierengehen, ein gelegentlicher Ritt oder Jagdausflug hatte mir früher nie zu der mir nöthigen Bewegung genügt; ich fühlte mich häufig unwohl und mußte fast jeden Sommer in's Bad, um meine eingebildeten oder wirklichen Leiden loszuwerden. Fortan dachte ich an keine Badereisen mehr und gewann meine neue Thätigkeit so lieb, daß ich mich förmlich danach zurücksehnte, so oft gesellige Rücksichten mich längere Zeit davon fernhielten. Als ich das Unglück hatte, meine liebe Frau zu verlieren, wurde mein Arbeitseifer nur größer, denn es war und ist mir noch ein Trost, auch nach ihrem Tode noch so recht in ihrem Sinne handeln zu können. Jede neugebaute Strecke Weges erscheint mir immer als ein ihr gesetztes Denkmal. Im Laufe der Jahre sind denn auch alle

die guten Wirkungen zu Tage getreten, welche sie von dieser Thätigkeit erwartete. In den früher sehr armen Dörfern der Umgegend fängt ein gewisser Wohlstand an sichtbar zu werden; die Leute haben mehr Selbstvertrauen gewonnen, weil sie wissen, daß in allen schlimmsten Fällen für sie gesorgt wird; die meisten Bauern auf einige Meilen im Umkreise kenne ich persönlich und durch meine wackeren Arbeiter erfahre ich immer rechtzeitig, wo ein unverschuldetes Unglück droht, oder schon eingekehrt ist."

„Wenn Jeder in seinem Berufskreise ähnlich zu wirken bemüht wäre, so würde das zur besten, ja zur einzig möglichen Lösung der socialen Frage führen," bemerkte Dr. Melchior Lebrecht, und erging sich nun, häufig durch den auf diesem Gebiete sehr bewanderten Heinrich Walter unterbrochen, in einem langen Excurs über den Socialismus, die Massenarmuth, ihre Ursachen und immer drohender aufsteigende Gefahren.

Unter solchen Gesprächen waren unsere Wanderer durch den prächtigen Eschenwald bis zu der Stelle der neuen Chaussee gekommen, wo die Werkleute jetzt am Weiterbau beschäftigt waren. Die rüstigen Hackenschwinger grüßten freundlich, ließen sich aber in ihrer Arbeit nicht stören. Nur zwei

von den jüngeren traten vor, spannten einen Bindfaden vor Dr. Melchior Lebrecht und Heinrich Walter aus und leierten in so gleichmäßiger Weise als ob sie aus Einem Munde sprächen, folgende Verse ab:

„Durch den Faden bleibt gebunden
Wer den Weg bis hier gefunden.
Wer den Schritt will weiter wenden,
Muß ein Lösegeld erst spenden.“

Die beiden unschuldig Gebundenen zogen lächelnd ihre Börsen hervor und gaben ein so gutes Lösegeld, daß die wettergebräunten Gesichter der Empfänger von höchster Zufriedenheit verklärt wurden.

„Diesen alten Volksbrauch werden Sie wohl schon öfter an sich erfahren haben,“ sagte der Graf, als die Arbeiter sich wieder entfernt hatten.

„Ja, aber in anderer Weise,“ erwiederte Dr. Melchior: „bei uns zu Lande nennt man es „anbinden“, in dem Sinne von „ein Angebinde darbringen,“ und in diesem Sinne wird der Brauch auch geübt, indem man der betreffenden Person einen Kranz überreicht, wofür sie ihren Dank durch ein Geldstück ausdrückt.“

„Das ist hier auch noch üblich, besonders unter Mädchen und Frauen, die auf dem Felde oder im

Garten arbeiten, wo sich leicht ein Kranz winden läßt. Solcher Kränze habe ich zur Erntezeit schon viele bekommen. Meine Wegebauer haben sich die Sache eben nach ihrer Weise zurecht gelegt, da auf der Chaussee keine Blumen wachsen, besonders hier, wo wir erst vor Kurzem große Felswände haben sprengen müssen, um den Weg weiterbahnen zu können," entgegnete der Graf.

„Ich bemerke," hub Dr. Melchior Lebrecht wieder an, „daß die Arbeiter zweierlei Kleidung haben: die Einen tragen den landesüblichen blauen Kittel und die Anderen eine Art von Frack. Bedeutet das einen Rangunterschied?"

„Gewissermaßen, ja. Die Schaar zerfällt nämlich in zwei Abtheilungen, wovon die eine „die ständige Abtheilung", und die andere „die fliegende Colonne" heißt. Diese besteht aus Arbeitern, welche nur tageweise kommen, wenn es ihnen zu Hause an Beschäftigung fehlt und sie doch gern etwas verdienen wollen. Die ständige Abtheilung hingegen besteht aus Leuten, welche sich ganz dem Straßenbau gewidmet und dafür eine dauernde Versorgung bei mir gefunden haben. Sie betrachten sich gleichsam als Hofleute und sind, wie Sie sehen, bei der Arbeit nach ähnlichem Zuschnitt gekleidet wie ich. Damit hat es folgende

Bewandtniß. Vor vielen Jahren ließ ich mir einmal nach dem Muster eines alten grünen Jagdfracks mit stehendem Kragen und breiten Schößen eine ganze Auswahl machen, theils um zu wechseln, theils um einen armen, aber geschickten Dorfschneider zu beschäftigen. Eines Tages trete ich, von der Jagd heimkehrend, in die Bedientenstube und finde meinen alten Reitknecht, Hans Fülling, der mir auf dem Winterfeldzuge in Rußland ein treuer Begleiter war, — in einen der Fracks gekleidet, welche der Schneider kurz vorher gebracht hatte, vor dem Spiegel stehend und sich wohlgefällig musternd. Er behauptete immer, Napoleon in seiner Jugend so ähnlich gesehen zu haben, daß man ihn in Rußland ein paarmal beinahe mit dem Kaiser verwechselt hätte. Durch das Anlegen des „Napoleonsfracks", wie er das neue Kleidungsstück nannte, wollte er nun in Erinnerung alter Zeiten einmal sehen, wie weit die Aehnlichkeit jetzt noch gehe. Ich ließ die Entschuldigung gelten und schenkte dem alten Doppelgänger Napoleon's den Frack, welchen er seitdem als Aufseher der Chausseearbeiter mit großer Würde getragen hat. Später schenkte ich den Arbeitern, welche sich am meisten hervorthaten, meine abgelegten Fracks; das wurde

ein Sporn für die anderen, und nach und nach wurden alle die zur ständigen Abtheilung gehören, in gleicher Weise gekleidet, so daß man uns jetzt kaum von einander unterscheiden kann, wenn wir bei der Arbeit sind, was denn auch schon zu den seltsamsten Verwechselungen geführt hat, wovon ich Ihnen gleich eine merkwürdige Geschichte erzählen wollte, wenn nicht dort eine arme Frau auf mich wartete, die ich erst abfertigen muß. Die Chaussee ist eben mein Audienzzimmer; aber nur dringende Anliegen werden hier erledigt. Entschuldigen Sie mich freundlichst, wenn ich Sie ein Kurzes sich selbst überlasse! Ich werde mich beeilen zurückzukommen."

Während der Graf mit der alten Frau zu thun hatte, die ihm verschiedene Papiere überreichte, zu deren Durchlesen er erst seine Brille hervorsuchen mußte, und sich dann auf einen Baumstumpf in den Schatten setzte, um Alles genau zu prüfen, kam Urdietrich im Laufschritt aus dem Walde auf die beiden Freunde zu und sagte: „Hoffentlich kann ich Sie jetzt ein bischen für mich genießen; ich habe mich deshalb selbst zum Eilboten gemacht und Philipp das Geschäft abgenommen, Briefe hieher zu tragen, die eben angekommen sind. Es ist darunter ein großer, recommandirter, mit fünf schwarzen

Siegeln, dessen richtigen Empfang der alte Herr eigenhändig bescheinigen muß. Das wird ihn nöthigen, nach Hause zu kommen, und ich hoffe dabei Zeit zu gewinnen, Sie ein Viertelstündchen in mein Atelier zu führen. Ich fürchte nur, daß die schwarzen Siegel eine Trauerbotschaft bergen, die ihn verstimmen wird. Dann schließt er sich ab und ist nicht zu genießen."

Der Graf ließ nicht lange auf sich warten, und die alte Frau schien von der raschen Erledigung ihrer Angelegenheit sehr erbaut zu sein, denn sie flehete beim Fortgehen allen Segen des Himmels auf sein Haupt herab.

„Nun, was führt Dich denn schon wieder her?" wandte er sich zu Urdietrich, „Du kannst doch keine fünf Minuten ruhig auf einem Flecke sitzen."

„Das hat man davon, wenn man gefällig ist" brummte Urdietrich; „ich habe den Bedienten gespielt, um schneller, als die Anderen mit ihren trägen Beinen können, einen recommandirten Brief zu überbringen, auf dessen Empfangsbescheinigung der Postbote wartet."

„Her damit!" sagte der Graf. Er untersuchte den Brief und brummte vor sich hin: „Ein Brief aus Berlin mit schwarzen Siegeln und einer Adresse von mir unbekannter Hand! Was

kann das sein?" Er zögerte einige Augenblicke den Brief zu öffnen, als ob er sich vor dem Inhalte fürchte. Allein kaum hatte er ihn geöffnet und einen Blick hineingeworfen, als er ausrief: „Hurrah, Kinder, eine Freudenbotschaft! Heute wollen wir lustig sein!" Und er las weiter, während Urdietrich sagte: „Nun, Gott sei gelobt, daß es auch schwarzgesiegelte Freudenbotschaften giebt! Ich hatte mich schon auf etwas ganz Anderes gefaßt gemacht. Darf man denn fragen, weß Inhalts diese merkwürdige Freudenbotschaft ist?"

„Mein alter Onkel in Berlin, dem ich bei seinem Reichthum noch eine Apanage von tausend Thalern jährlich zahlen mußte, ist gestorben und die tausend Thaler können nun nützlicher verwendet werden. Urdietrich, thu' mir den Gefallen und lauf schnell der alten Frau nach, die mich vorhin verlassen, Du kannst sie noch einholen — und sag' ihr, ich wollte ihr die gefallene Kuh durch eine lebendige ersetzen." Urdietrich lief und der Graf fuhr fort: „Der alte bockbeinige Junggeselle ist dreiundneunzig Jahr alt geworden, ohne uns je die Ehre seiner persönlichen Bekanntschaft gegönnt zu haben; wir haben ihm nichts zu verdanken, als widerwärtige Prozesse, denen jetzt wohl ein Ende sein wird. Gott habe ihn selig!

Ich müßte ein Krokodil sein, wenn ich seinen Tod beweinen wollte. Fülling!"

Fülling, ein altes zusammengeschrumpftes Männchen, dem der weite Napoleonsfrack saß wie ein zum Ausklopfen aufgehängtes Kleidungsstück, verrieth dennoch in Gang und Haltung einen gewissen Anstrich von militärischer Strammheit als er, die Hand an der Mütze, nach den Befehlen des Grafen fragte.

„Sag den Arbeitern," nahm dieser das Wort, „heute sollen sie feiern. Mein alter Onkel ist gestorben und da sollt Ihr Euch Alle einen lustigen Tag machen, um sein Gedächtniß zu ehren. Was im Dorfwirthshause zu haben ist, könnt Ihr genießen, ich bezahle die Rechnung, und außerdem erhält Jeder noch ein Geschenk von drei Thalern. Wenn Du sorgst, daß Alles hübsch anständig zugeht, erhältst Du eine besondere Belohnung."

„Zu Befehl, Herr Graf," erwiederte Fülling ohne merkliche Veränderung seines Gesichtsausdrucks.

Der Graf eilte nun mit seinen Gästen nach Hause, um den Postboten abzufertigen und noch allerlei festliche Vorkehrungen zu treffen, während Urdietrich die beiden Freunde in sein Atelier führte. Sie machten beim Eintritt große Augen

und wußten nicht, wohin sie die Blicke zuerst wenden sollten, als sie, eben aus Waldesgrün und Sonnenglut kommend, sich plötzlich in ein großes, kühles Gemach versetzt sahen, wo ihnen in einigermaßen verwirrender Weise von allen Seiten altnordische Götter- und Heldenbilder entgegentraten. Die Wände waren mit riesigen Cartons geschmückt, wovon einer das Innere Walhalla's, der andere das Innere Wingolf's, des himmlischen Gynäceums, darstellte, während ein dritter die heilige Esche Ygdrasill zeigte, wie sie ihre Krone in den Himmel hebt und ihre Aeste über die ganze Erde breitet, ihre drei Wurzeln aber über Niflheim, Mimer's und Urd's Brunnen erstreckt. Da fehlte in Niflheim auch der schlangengefüllte Brunnen Hvergelmir und der Drache Nidhöggr nicht, der die Wurzel benagt, und eben so wenig fehlten in den Zweigen der Esche die nagenden Hirsche und der vielwissende Adler, den das am Stamm auf- und ablaufende Eichhorn in Zwietracht zu bringen sucht mit dem Drachen. Die Bilder waren groß gedacht, aber mit einer gewissen Schwerfälligkeit ausgeführt, welche sicher nicht in den Intentionen des Künstlers lag, der augenscheinlich den geraden Weg vom Kopfe zur Hand noch nicht gefunden hatte. Es fiel unseren

Freunden auf, daß Urdietrich, der als Schüler eines berühmten Meisters der Bildhauerkunst ein Jahr in Rom zugebracht hatte, in seinen Werken durch nichts den läuternden Einfluß der alten Meister verrieth. Eine falsche Originalitätssucht schien ihn getrieben zu haben gerade im Gegensatz zu den ewigen Mustern des Alterthums zu schaffen und sich an große künstlerische Aufgaben zu wagen, ehe er das Handwerk, das Fußgestell der Kunst, ganz sein eigen nennen konnte. Es fehlte seiner Technik an Sicherheit und Sauberkeit, woher es denn auch wohl kam, daß er sich immer mit neuen Entwürfen trug und von dem Angefangenen nichts recht vollendete. Entschiedenes Talent verrieth sich selbst in seinen rohesten Entwürfen, aber Alles in Allem genommen, schien er ein besserer Zeichner als Bildhauer zu sein. Er hatte ein scharfes Auge für das Charakteristische, skizzirte rasch und glücklich, und nur wenn er seine Bilder in größerem Maßstabe auszuführen versuchte, stellte sich eine gewisse Härte und Schwerfälligkeit ein. Immerhin machten seine Cartons einen sehr respektablen Eindruck, während es unter den plastischen Gebilden, welche das Innere des Ateliers ausfüllten, aussah wie in einer Tropfsteinhöhle. Die Freunde

waren glücklich, wenigstens einige liebevoll ausgeführte Gypsbüsten zu finden, denen sie unbedingtes Lob spenden konnten. Es befand sich darunter die Portraitbüste der verewigten Gräfin und eine andere Büste, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der schönen Walküre zeigte, deren Bild Heinrich Walter schon in Urdietrich's Schlafgemach in die Augen gefallen war. In Bezug auf das Uebrige wurden dem Künstler kritische Bemerkungen nicht vorenthalten, die er auch ohne Empfindlichkeit anhörte, indem er seine Unlust an der Ausführung des vielen Angefangenen mit dem Mangel an Bestellungen entschuldigte. Außer den Thon- und Gypsgebilden befanden sich im Atelier auch Menschen- und Thiergerippe, wie sich denn Urdietrich etwas darauf zu Gute that, gründliche anatomische Studien gemacht zu haben. Desgleichen lagen allerlei Werke umher, welche zeigten, daß er aus den Quellen schöpfte und eingehende Sprachstudien nicht gescheut hatte, um sich ganz in die altnordische Götter- und Sagenwelt einzuleben. Dr. Melchior Lebrecht konnte nicht umhin, seinem Bedenken Ausdruck zu geben über die Gefahren und Schwierigkeiten des von Urdietrich eingeschlagenen Weges, der so weit abführe von den Bahnen der alten griechischen Meister, deren

unerreichbare Werke uns doch immer als die höchsten Muster plastischer Kunst vorleuchten müßten, aber der Schall der Mittagsglocke, welche zum zweiten Frühstück rief, zwang ihn, die Fortsetzung seiner Rede bis zu einer günstigeren Stunde zu verschieben. Urdietrich selbst drängte die Freunde, nicht auf sich warten zu lassen, da der Graf pünktliches Einhalten der Tischzeit liebe.

Vor dem Herrenhause fanden sie eine große Schaar Weiber versammelt, welche mit Philipp parlamentirten sie hineinzulassen, wogegen er sich entschieden sträubte. Plötzlich kam der Graf heraus und fragte: „Nun, was giebt's denn da für ein Geschnatter?"

„Ach, gnädiger Herr," sagte eine der Frauen, „weil Se de Mannslüd traktirt han, wull'n mer Se bitten, uns au was zu ga'n."

„Ihr närrisches Weiberpack, hol' Euch der Kukuk!" erwiederte der Graf, „die Mannsleute haben was gekriegt, weil der Onkel gestorben ist, Ihr kriegt was, wenn die Tante stirbt."

„Ah so!" sagte die Frau verständnißinnig, während die Anderen zustimmend nickten; „na, gnädiger Herr, nehmen's nich vor ungut!"

„Weil Ihr denn doch einmal da seid," hub der Graf wieder an, „will ich Philipp mit Euch

zum Rentmeister schicken, der jeder von Euch einen blanken Thaler geben soll."

„Mer danken au schön, gnädiger Herr!" riefen Alle wie aus Einem Munde und sie zogen fröhlich ihres Weges von dannen, während der Graf seine Gäste in den Speisesaal führte.

Zehntes Kapitel.

Betrogen ist der Thor im blöden Wahn
Der meint, daß Lüge, List und sündlich Streben
Dem röm'schen Troß je Schaden angethan,
Da sie vielmehr ihn vor der Welt erheben.
Mich wundert's, daß nicht Alle ganz verderben,
Da man durch Heucheln nur kann Glück erwerben
Und Tugend wird für Sünde ausgegeben.

Nach Peire Cardinal.

Dem Captain war es endlich nach vieler Mühe gelungen, des Baron Swinek habhaft zu werden. Er hatte sich zu dem Zwecke eines Mittels bedient, das ihm unnützes Umherlaufen in der Sonnenhitze ersparte. Nachdem er den Baron in dessen Zimmer vergebens gesucht und beim Hofgesinde vergebens nach ihm gefragt hatte, war er in den Bibliothekssaal hinaufgestiegen, der im obersten Stocke des Herrenhauses lag und mit den anstoßenden kleinen Zimmern eine weite Aussicht

nach allen Seiten eröffnete. Hier befand sich auch ein vortreffliches Fernrohr, durch welches er in der Umgegend umherspähete, bis er, nach fast zweistündiger Augenanstrengung, den Baron an einem Orte entdeckte, wo er ihn am wenigsten erwartet hatte.

Wie sich meine Leser erinnern werden, lag das Herrenhaus in gleicher Linie mit dem Fremdenhause und nur durch einen hügeligen, zum Park hinabführenden Rasenplatz davon getrennt. Diese beiden Häuser beherrschten nach vorn einen sehr großen Rasenplatz, getheilt durch eine herrliche Kastanienallee. Dem Herrenhause gegenüber war dieser große Rasenplatz begrenzt von einer mit moderner Eleganz gebauten, verdeckten Kegelbahn und dem damit zusammenhängenden Theater; dem Fremdenhause gegenüber von sehr ansehnlichen Stallungen und Wagenremisen. Zwischen diesen Stallungen und der Kegelbahn erhob sich ein hohes, kühngeschwungenes Thor, welches zu den Wirthschaftsgebäuden führte, oder zum Pächterhof, wie man es nannte, der, durch eine Einfassungsmauer von den Herrschaftsgebäuden getrennt, eine kleine Welt für sich bildete und zwar in etwas höherer Lage als jene. Hinter dem Pächterhofe und der Kegelbahn stiegen üppig be-

waldete Hügel empor, die ihrerseits in geringer Entfernung von ganz ansehnlichen Bergen überragt wurden. Auf einem dieser Hügel, der gleichsam die Krone der anderen bildete und ganz kuppelförmig geschwungen, gerade auf das Herrenhaus herabschaute, stand ein im französischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbauter, sogenannter Freundschaftstempel, von welchem sich zierliche Anlagen und Wege bis in die Thalsohle hinabzogen. Eine zu Füßen des Hügels vorspringende Terrasse trennte zwei zierliche Häuschen, die sich von beiden Seiten des Waldes wie Coulissen vorschoben, um einen hinter dem Hügel herumführenden Fahrweg durch den Wald zu maskiren. Aus einem dieser Häuschen, welche ganz vernachlässigt standen und vom Grafen nie betreten wurden, da sich für ihn traurige Erinnerungen aus alter Zeit daran knüpften, sah der Captain den Baron Swinek mit einem fremden Herrn hervortreten und sofort hinter dem Hügel verschwinden. Es führte ein ganz bequemer Fußpfad durch die Anlagen vorn herunter, den Baron Swinek jedoch absichtlich zu vermeiden schien, um den dreimal weiteren Fahrweg durch den Wald einzuschlagen, woraus der Captain schloß, daß der ihm schon ohnehin Verdächtige mit seinem Begleiter nicht gesehen sein

wolle und bedenkliche Heimlichkeiten im Schilde führe. Nach einer Weile sah er ihn allein, ein Paar hundert Schritte rechts von der Terrasse, aus dem Walde hervorkommen und auf's Dorf zugehen, statt zur Rückkehr nach dem Herrenhause den viel bequemeren und kürzeren Weg über den Pächter-hof zu wählen.

Jetzt glaubte der Captain genug gesehen zu haben. Er legte in großer Aufregung das schwere Fernrohr bei Seite, um, trotz der Sonnenglut, Swinek entgegenzugehen und nach bewährter Kriegsregel gleich die Offensive zu ergreifen. Er traf ihn in der Nähe des Försterhauses uud ging geradeswegs auf ihn los mit so mächtigen Schritten, als ob er ihn umrennen wollte.

„Guten Morgen, lieber Captain!" grüßte Swinek in vertraulichem Tone.

„Guten Morgen, Herr Baron!" erwiederte der Captain trocken.

„Es ist verdammt heiß heute!" hub Swinek wieder an, stehen bleibend und seinen Panama lüftend, um sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn zu wischen, wobei er den Captain durch die Finger scharf in's Auge faßte, was diesem nicht entging.

„Sie waren ja den ganzen Vormittag unsicht-

bar für die Gesellschaft," sagte er, „haben Sie einen größeren Ausflug gemacht?"

„O nein, nur einen kleinen Spaziergang nach der Karlsburg. Ich hatte die alte Ruine seit Jahren nicht besucht und war neugierig sie einmal wiederzusehen."

„Und da haben Sie den schönen Morgen so ganz allein zwischen den Ruinen der Karlsburg verträumt?"

„Ganz allein. Ich fühle zuweilen ein starkes Bedürfniß nach Einsamkeit."

„Herr Baron, ich wollte Ihnen noch eine Frage vorlegen, da ich aber sehe, daß Sie es bei Ihren Antworten mit der Wahrheit nicht genau nehmen, so ist weiteres Fragen überflüssig. Ich bitte Sie nur noch, künftighin den vertraulichen Ton mir gegenüber zu vermeiden, den ich Ihnen so lange erlaubt habe, als ich Sie für einen Gentleman hielt. Guten Morgen!" Nach diesen Worten drehete der Captain sich gelassen um und ging mit so mächtigen Schritten von dannen, daß der keuchende Baron ihm kaum nachkommen konnte. Endlich erreichte er ihn doch und rief: „Mein Herr, Sie werden mir Rede stehen! Was haben Sie mit Ihren beleidigenden Worten sagen wollen?"

„Genau das, was ich gesagt habe und Ihnen, wenn Sie es wünschen, vor aller Welt wiederholen werde."

„Glauben Sie nicht, daß ich mich ungestraft von Ihnen beleidigen lasse, Sie werden mir Satisfaction geben!"

„Ein Mann, der Kammerjungfern besticht, um unbescholtenen jungen Damen, die unter dem Schutz desselben Hauses stehen, wo er Gastfreundschaft genießt, in compromittirender Weise heimlich Briefe zustecken zu lassen, ist für mich gar nicht satisfactionsfähig," erwiederte der Captain, seinen Gegner mit so festem Blicke messend, daß der Baron nur mit Mühe äußerlich seine Haltung zu behaupten, aber für den Augenblick kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Um es kurz zu machen," fuhr der Captain fort, „will ich Ihnen nur noch sagen, daß ich Ihre Anschläge auf das junge Fräulein kenne und nichts unterlassen werde, was zu thun ich als Mann von Ehre schuldig bin, um sie zu durchkreuzen. Der Zufall hat mich gegen meinen Willen zum Belauscher Ihrer Zusammenkunft mit dem Mädchen heute früh im Treibhause gemacht und der dadurch geweckte Verdacht hat veranlaßt, daß ich dann auch zum Zeugen Ihrer

Zusammenkunft mit dem fremden Herrn an einem Orte wurde, welcher in ganz anderer Richtung liegt, als die Karlsburg, wo eben gewesen zu sein Sie fälschlich behaupteten."

Nach diesem Erguſſe hielt es der Baron, der inzwischen Zeit gehabt hatte sich wieder zu sammeln, für das Klügste, einzulenken, zumal er mehr von seinem Geheimniß verrathen glaubte, als wirklich der Fall war. Anderseits war der Captain, nachdem er sich in so energischer Weise Luft gemacht, neugierig, der Sache tiefer auf den Grund zu kommen, und er hörte deshalb den Baron ruhig an, als dieser mit salbungsvoller Miene begann:

„Es giebt Fälle im Leben, wo wir nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sind zu höheren Zwecken die Wahrheit zu verhüllen, und in solchem Falle habe ich mich Ihnen gegenüber befunden. Es handelte sich darum, eine wichtige Sache geheim zu halten, deren Bekanntwerden Niemand genützt, aber verschiedenen Personen geschadet haben würde."

„Niemand genützt?" unterbrach ihn der Captain: „ich hoffe, es soll Fräulein Agnes doch sehr nützen, wenn sie erfährt, was man gegen sie im

Schilde führt und von welcher Seite die Briefe kommen, die man ihr heimlich zusteckt."

„Fräulein Agnes?" fragte erstaunt der Baron.

„Nun ja, Fräulein Agnes!" entgegnete der Captain, „wenn Sie ernste und reine Absichten auf die junge Dame hätten, wozu brauchten Sie denn die Heimlichkeiten und Zwischenträgereien?"

Der Baron athmete auf wie von einer schweren Bürde befreit. Er sah jetzt einen Ausweg, der Rettung verhieß, und er säumte nicht, seinen Vortheil zu benutzen.

„Ich sehe, lieber Captain," sagte er, „daß Sie in einem ungeheuren Irrthum befangen sind, unter dessen Voraussetzung ich Ihre sittliche Entrüstung vollkommen begreife und Ihre beleidigenden Aeußerungen entschuldige, denn so wenig es mich verletzen kann, wenn Sie sagen, ich habe einen Höcker, während ich mich frei davon weiß, so wenig kann es mich verletzen, wenn Sie mir Laster andichten, die nur in Ihrer Einbildung liegen. Sie scheinen zu glauben, daß es sich hier um eine lichtscheue Liebesgeschichte handle, wohl gar um die Entführung eines unschuldigen Mädchens, wie Fräulein Agnes, die Niemand aufrichtiger verehren kann und vor schlimmmen Erfahrungen behütet zu sehen wünscht, als ich."

„Aber an wen konnte der geheimnißvolle Brief gerichtet sein, wenn nicht an Fräulein Agnes?"

„Ich will es Ihnen sagen, lieber Captain, da es meine Pflicht ist, Sie jetzt völlig aufzuklären: der Brief war für Fräulein Lenore bestimmt, aber wahrlich nicht, um einen Liebeshandel mit ihr einzufädeln, sondern um ihr eine Botschaft von ihrer Mutter zu bringen."

„Wenn dem so wäre, wozu brauchte denn die Kammerzofe Gewissensskrupel in der Bestellung des Briefes zu finden und warum konnten Sie die Botschaft nicht direkt ausrichten?"

„Diese Räthsel sind leicht zu lösen, wenn Sie die geheimnißvolle Geschichte von Fräulein Lenore und ihrer Mutter kennen."

„Ich habe etwas davon munkeln gehört, aber ohne genau zu wissen, was Wahres daran ist."

„Nun wohl, ich werde versuchen, Sie mit wenigen Worten darüber aufzuklären. Graf Karlsburg war in erster Ehe mit einer schönen Französin verheirathet, von welcher er sich nach kurzem Zusammenleben wieder scheiden ließ, weil er sie im Verdacht der Untreue hatte. Sie schied kinderlos, genas aber später eines Kindes, welches sie der Welt gegenüber für ihr Pflegekind ausgab und in Deutschland heimlich erziehen ließ.

Dieses Kind ist Lenore, die über ihre Herkunft selbst im Unklaren lebt. Die Mutter, welche sich augenblicklich hier in der Nähe befindet, hat eine begreifliche Sehnsucht, Lenore nach langen Jahren einmal wiederzusehen, möchte aber nicht, daß Graf Karlsburg davon erfahre, den sie geflissentlich meidet. Sie war gestern in Wodenhausen und da sie Lenore dort nicht fand, wandte sie sich an mich, um ihr als Vermittler zu einer heimlichen Zusammenkunft zu dienen, welche heute Abend oben in dem Häuschen rechts von der Terrasse, wo Sie mich mit dem fremden Herrn gesehen haben, stattfinden sollte. Dieser fremde Herr ist der Vater Lenorens und deshalb der natürliche Begleiter der Gräfin bei der heimlichen Begegnung mit ihrer Tochter. Ich wollte nun den Brief, worin die Mutter ihr Kind um eine Zusammenkunft bittet, Fräulein Lenoren heimlich in die Hände spielen, um ihn rein auf sie wirken zu lassen und ihr das peinliche Gefühl zu ersparen, welches aus dem Bewußtsein entspringen mußte, daß ich in eine Sache so delikater Natur eingeweiht sei. Begreifen Sie nun, warum mir daran liegen mußte, die Kammerzofe, welche ihr ganzes Vertrauen hat, um jeden Preis für mich zu gewinnen?“

„Ich fange an zu begreifen, daß ich Sie in falschem Verdacht gehabt habe, obwohl noch nicht alle Zweifel gehoben sind," erwiederte der ehrliche Captain.

„Die letzten Zweifel können Sie nur dadurch heben," sagte der immer mehr Terrain gewinnende Swinek, „daß Sie die ganze Sache in Ihre eigene Hand nehmen, den Brief an Fräulein Lenore selbst besorgen, ihr sagen, daß Sie durch einen Zufall von dem Inhalte, wie überhaupt von der Sache erfahren haben, und sich anbieten, auf dem Wege nach dem Häuschen auf der Terrasse ihr Begleiter zu sein, um sie unter sicherer Obhut zu wissen und persönlich Alles zu gutem Ende zu führen. Mir würde, wenn Sie auf diesen Vorschlag eingingen, eine wahre Last vom Herzen genommen, die Kammerzofe würde es Ihnen auch Dank wissen, sie auf so einfache Weise von ihren Gewissenskrupeln zu befreien, Fräulein Lenore würde keinem Andern so vertrauensvoll entgegenkommen wie Ihnen, und so könnten Sie durch ein kleines Opfer an Zeit und Mühe vier Menschen auf einmal unendlich verpflichten und zugleich ein wahrhaft gutes Werk thun."

„Ich nehme Ihren, wie ich jetzt sehe, wohl-

gemeinten Vorschlag an und bitte Sie um Entschuldigung wegen meiner, aus irrthümlichen Voraussetzungen entsprungenen beleidigenden Aeußerungen," entgegnete der Captain, der bei seiner ehrenhaften Gesinnung nur noch die Ueberwachung Lenorens im Auge hatte und von der feinangelegten Schlinge nichts merkte, in welche ihn der diplomatische Jesuitenzögling zu locken suchte.

„Nehmen Sie meinen herzlichen Dank im Voraus!" rief der scheinbar ganz in Rührung hinschmelzende Baron, ihm warm die Hand drückend.

„Aber wie soll ich's anfangen, mit der Kammerzofe und Fräulein Lenore allein zu sprechen?" fragte der Captain, den es jetzt drängte, die nöthigen Schritte rasch zu thun.

„Dafür will ich schon sorgen," erwiederte Swinek, „wenn Sie jetzt geradeswegs auf die Insel gehen wollen, werde ich die Zofe veranlassen, Sie dort zu treffen, und durch diese können Sie dann auch leicht Fräulein Lenore bewegen, zu Ihnen zu kommen."

„Einverstanden!" sagte der Captain nach einigem Nachdenken, da ihm kein besseres Auskunftsmittel einfiel. Er begab sich nun sofort auf die Insel, wo er bei einer Cigarre seinen Feldzugs-

plan feſtſtellte, während der Baron die Kammerzofe aufſuchte, die er gerade mit Bügeln beſchäftigt fand. Sie zeigte ſich ſehr erfreut über ſeine Mittheilungen und verſprach ihm, im Verhalten gegen den Captain genau nach ſeiner Weiſung zu handeln. Vor Allem ſchärfte er ihr ein, dafür zu ſorgen, daß Lenore in etwa einem halben Stündchen ebenfalls auf der Inſel ſich einfinde, um die angenehmen Enthüllungen zu vernehmen, welche der Captain ihr über ſie nahe betreffende Angelegenheiten zu machen habe.

Kaum hatte er die Zofe verlaſſen, als ihm Frau Lore in den Weg kam, die eben aus ihrem Zimmer trat, um die Anordnungen für das zweite Frühſtück zu treffen. Durch ſie erfuhr er denn alsbald die große Neuigkeit des Tages: den Tod des alten Onkels in Berlin.

„Da muß ich doch gleich gehen, um dem Grafen zu condoliren," ſagte er, um von ihr loszukommen.

„Sagen Sie lieber „zu gratuliren", denn dem Grafen hat die Trauerbotſchaft durchaus keine Trauer erweckt, ſondern ihn vielmehr ſo heiter geſtimmt, als ob ihm die größte Freude widerfahren wäre. Seine Renten werden freilich durch den Tod des Onkels um jährlich tauſend Thaler ver-

mehrt, aber ich finde es doch nicht passend, deshalb gleich Festgelage anzustellen, wie er im Sinne hat; der Anstand will wenigstens äußerlich gewahrt sein, denn sehen Sie, Herr Baron, man mag sagen, was man will, so bleibe ich doch dabei: ein Trauertag soll nicht zum Freudentage gemacht werden, schon des Beispiels wegen für die Dienstboten ...“

„Wo ist denn der Graf?“ unterbrach sie Swinek.

„Oben im Hausarchiv bei der Bibliothek, wo er in alten Familienpapieren herumwühlt.“

„Nun, da will ich doch einmal sehen, ob ich ihm nicht andere Ansichten über die Bedeutung des Tages beibringen kann,“ sagte er und eilte, der Frau Lore ein freundliches „auf baldiges Wiedersehen!“ zurufend, die Treppe hinauf. Im Bibliothekssaale angekommen, nahm er sogleich das große Fernrohr und spähete nach der Insel aus, die man von dieser Höhe bequem übersehen konnte. Er war durch die offenstehende Thür möglichst geräuschlos eingetreten und verhielt sich auch bei seinem Umherspähen ganz ruhig, brach aber nach einer Weile in ein so lautes und langanhaltendes Gelächter aus, daß der Graf aus dem Nebenzimmer neugierig herzutrat und nach der Ursache des auffallenden Lachens fragte.

„Ah, guten Morgen, lieber Karlsburg,“ keuchte

Swinek mit seiner fetten Stimme, „ich kann vor Lachen kaum sprechen. Sie müssen sich die Antwort auf Ihre Frage mit den Augen holen. Da, nehmen Sie das Fernglas und richten Sie es links nach der Insel; das Bild, das Sie dort erblicken werden, läßt sich nicht mit Worten schildern, man muß es sehen, um daran zu glauben."

Der Graf hielt das Fernglas in der gegebenen Richtung und sah, wie der Captain mit großer Galanterie das hübsche Kammerkätzchen über den schmalen, schwanken Bretterstieg nach sich auf die Insel zog und, dort angelangt, dem schmucken Dinge mit beiden Händen behülflich war, die hemmende Felspartie zu überklimmen. Er sah dann ferner ganz deutlich, wie das Kammerkätzchen dem Captain einen Brief überreichte, dessen Adresse er aufmerksam las und ihn darauf in die Brusttasche steckte, wonach Captain und Kammerkätzchen im Gebüsch verschwanden.

„Was hat das zu bedeuten?" murmelte der Graf vor sich hin, während Swinek, als ob er nichts gehört hätte, in gleichgültigem Tone anhub: „Ich war gekommen, um Ihnen zum Tode Ihres Onkels zu condoliren; man sagte mir, Sie wären auf der Bibliothek, und da ich Sie hier nicht gleich fand, schaute ich mich ein Bischen in der

Gegend um. Ich kenne das superbe Fernrohr noch aus früherer Zeit, es ist ein Frauenhofer: Ihr seliger Bruder hat es in München gekauft."

Der Graf antwortete nichts, sondern fuhr fort, aufmerksam nach der Insel zu spähen, in der Erwartung, das verschwundene Paar wieder auftauchen zu sehen. Erst nach einer geraumen Weile setzte er das Fernrohr ermüdet ab und wandte sich zu Swinek mit der Frage: „Wie erklären Sie sich diese seltsame Geschichte?"

„Welche Geschichte?" entgegnete Swinek mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Nun, das Zusammentreffen des Captain mit der Kammerjungfer meiner Tochter auf der Insel."

„Was ist dabei zu erklären? Ich denke, es erklärt sich von selbst. Es wird eben ein kleines Rendez-vous sein."

„Sie steckte ihm einen Brief zu, ich sah es ganz deutlich, wie er ihn in die Brusttasche verschwinden ließ."

Der Graf nahm das Fernrohr auf's Neue vor das Auge und zwar mit neuem Erfolg, denn nach nicht allzulangem Ausblick rief er in sichtbarer Aufregung: „Da sind die Beiden wieder! Er führt sie an's Land zurück. Sein Gesicht kann ich nicht sehen, denn er dreht mir den steifen

Rücken zu, aber Mariechen wendet das Gesicht hieher und sieht so fröhlich aus, wie ich sie nie gesehen. Jetzt sind sie am Lande! Ich wollte sie wären Beide in's Wasser gefallen, die Sakramenter! Jetzt streichelt er ihr noch einmal die Wange, sie wirft ihm einen dankbaren Abschiedsblick zu und verschwindet im Gebüsch. Er aber setzt sich ganz gemüthlich auf die Bank unter dem Fliederbusch am Ufer, dreht selbstzufrieden seinen gefärbten Schnurrbart und späht umher, als ob er ein neues Opfer erwarte. Nein, das ist ja wahrhaftig um aus der Haut zu fahren!" rief der Graf, das Fernrohr wieder senkend, „ein Rendez-vous am hellen Mittage! Und, wollen Sie mir glauben, der Captain ist wenigstens zwei Jahre älter als ich. Er war schon Lieutenant, als er unter Wellington in Spanien diente. Aber er hat sich gut conservirt und hält sich noch sehr stramm. Er behauptet, das käme von seinem soliden Lebenswandel. Na, der soll mir wieder von seiner Solidität reden! Und das schüchterne, schamhafte Mariechen! Ich hatte das Mädchen förmlich lieb, wegen seiner vermeintlichen Sittsamkeit, und nun bindet sie mit dem Captain an, der fast ihr Großvater sein könnte! In den muß der Teufel erst in seinen alten

Tagen gefahren sein, denn ich habe nie etwas Aehnliches von ihm gehört. Ich will doch einmal sehen, ob er noch da am Teiche sitzt."

Der Graf nahm das hingelegte Fernrohr wieder auf, und kaum hatte er es an's Auge gesetzt, als sich sein Gesicht förmlich entfärbte.

„Da führt er schon wieder eine Nymphe über's Wasser und grinst dabei, als ob er uns auslachte. Ich kann sie nicht erkennen, denn sie dreht mir den Rücken zu, aber wenn mich nicht Alles täuscht, ist es Lenore! Wahrhaftig, sie ist es! Da steht sie am Ufer und ich sehe ihr in's volle Gesicht. Es sieht ernst aus, wie gewöhnlich. Aber was thut sie mit dem Captain auf der Insel? Sollte das unglückliche Mädchen..."

Der Graf konnte vor Erregung nicht weiter reden, er warf sich auf einen Stuhl und fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, das todtenbleich aussah.

„Aber, lieber Karlsburg," hub jetzt Swinek an, dem die Sache nachgerade eine bedenkliche Wendung zu nehmen schien, „fassen Sie doch einen unschuldigen Scherz nicht so tragisch auf!"

„Scherz?" rief der Graf aufspringend, „was reden Sie mir da von unschuldigem Scherz! Sie haben doch vorhin anders gesprochen und mich

selbst auf die Sache aufmerksam gemacht, denn ich würde auf den Gedanken nicht gekommen sein, daß ein Mann, wie der Captain, den guten Ruf meines Hauses so auf's Spiel setzen könnte. Aber ich will dazwischen fahren, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll. Kommen Sie mit!"

„Ich bitte Sie um's Himmelswillen," sagte Swinek, dem wirklich ängstlich zu Muthe geworden war, „begehen Sie keine Uebereilung, die Sie bereuen würden. Wie können Sie denn nur im Ernst glauben, daß der brave Captain Verführungsabsichten auf Ihre Kammerzofe und gar auf Fräulein Lenore habe, und daß Beide nacheinander ihm so schnell in die Arme fliegen würden! Ich habe die Sache von vornherein als einen Scherz aufgefaßt und von Herzen über den komischen Anblick gelacht, den mir der Captain mit dem Kammerkätzchen an der Hand bot. Erst durch mein Lachen wurden Sie aufmerksam auf dies unschuldige Rendez-vous, wie ich es nannte, weil ich mir nichts Arges dabei denken konnte. Besinnen Sie sich nur genau auf meine Worte!"

Der Graf war inzwischen wieder ruhiger geworden. „Aber was konnte das mit dem Briefe zu bedeuten haben, den Marie dem Captain gab?" fragte er nach einigem Nachdenken.

„Nun, es wird sich um die Vorbereitung irgend eines Scherzes für heute Abend gehandelt haben; Sie wollen ja im Treibhaussalon tanzen lassen, wie ich höre, und da soll vielleicht eine kleine Ueberraschung für Sie in's Werk gesetzt werden, wozu man den Captain braucht, der ohne Fräulein Lenore, auf die er am meisten hält, nicht so leicht dafür zu gewinnen sein würde. Man will die Sache geheim halten und verabredet ein Zusammentreffen auf der Insel. Welcher Ort paßte besser dazu? Durch die Zofe schickt Lenore dem Captain seine Rolle und kommt nachher selbst, um das Weitere mit ihm zu besprechen. Der Einen wie der Anderen reicht er die Hand beim Ueberschreiten des Bretterstegs, wie das Jedermann gethan haben würde. So, oder in ähnlicher Weise erklärt sich die Sache ganz einfach."

„Ich glaube, Sie haben Recht, lieber Swinek," sagte der Graf, jetzt völlig beruhigt, „und mein Benehmen muß Ihnen sehr thöricht vorgekommen sein. Aber gewiß würden sich meine Gedanken nicht so wunderlich verirrt haben, wenn nicht bei dem Anblick Lenorens plötzlich, wie durch böse Gewalten hervorgezaubert, eine dunkle Erinnerung in mir aufgestiegen wäre. Vor vielen

Jahren stand ich einmal an dieser selben Stelle mit demselben Fernrohr vor dem Auge und sah auf der Insel dort ein ähnliches Bild, aber von schlimmerer Bedeutung. Sie kennen die unglückliche Geschichte meiner ersten Ehe, und ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen."

„Lassen wir das Vergangene vergangen sein! Man soll keine Schatten heraufbeschwören. Trotz allem Schlimmen, das Sie erfahren, haben Sie doch ein weit schöneres Leben gehabt, als die meisten Menschen, und Gott möge es Ihnen noch lange erhalten! — Was den Scherz mit dem Captain anbelangt, so bitte ich Sie dringend, lieber Karlsburg, mich ganz aus dem Spiel zu lassen. Ich stehe mit ihm nicht auf so vertrautem Fuße, um mir Neckereien gegen ihn erlauben zu dürfen, zumal er keinen Scherz versteht, und ich möchte den wackern, aber leicht reizbaren Mann nicht verletzen."

„Seien Sie unbesorgt, lieber Swinek, ich werde thun, als ob Sie gar nicht von der Geschichte wüßten. Ueberhaupt wird es das Beste sein, die Sache vorläufig ganz auf sich beruhen zu lassen und abzuwarten, welche Ueberraschung der Abend bringt. Bitte, warten Sie einen Augenblick hier, ich gehe gleich mit Ihnen hinunter, es

wird bald die Mittagsglocke zum Frühstück läuten. Ich will nur einige Papiere bei Seite legen und die Thür des Hausarchivs schließen."

„So leicht ist es, die Menschen am seidenen Schnürchen zu lenken, wenn man es versteht," murmelte Swinek vor sich hin, als er wieder allein war.

Elftes Kapitel.

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut,
Das haben wir Beid' erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Herder (Stimmen der Völker).

Es dürfte hier der schickliche Platz sein, zum besseren Verständniß mancher vorhergegangenen und mancher noch kommenden Anspielung auf Graf Karlsburg's erste Ehe und die Ursachen ihrer Lösung, eine kurze Geschichte derselben zu geben, da die davon auslaufenden Fäden vielfach mit dem Einschlage unserer Erzählung verwoben sind.

In einem Wildbade, wo sich der Graf mehrere Sommer nach einander aufhielt, lernte er eine junge Dame von imposanter Schönheit kennen, die sich jedoch im ersten Sommer ihres gemeinsamen Badelebens wenig entgegenkommend zeigte und in ihrer kühlen Gemessenheit gewissermaßen unnahbar für ihn blieb, aber gleich bei der ersten

Wiederbegegnung im folgenden Sommer ihn mit so warmem Händedruck begrüßte und mit ihren großen schwarzen Augen so freundlich ansah, daß sein empfängliches Herz schnell in Flammen stand.

Alle Bedenken und Zweifel, die sie ihm neben schwärmerischer Bewunderung ihrer Schönheit früher eingeflößt, da ihre vornehme Kälte seinen Stolz verletzte und sein Auge zu scharfer Prüfung herausforderte, waren im Nu weggeschmolzen unter der Glut ihrer Blicke, und da seine feurigen Huldigungen ihre sinneberückende Freundlichkeit nur steigerten, so benutzte er den ersten günstigen Anlaß, ihr Herz und Hand zu ewigem Bunde anzubieten, obwohl ein befreundeter Kriegskamerad, der mit ihm im Bade weilte, es an wohlgemeinten Warnungen nicht hatte fehlen lassen.

Dieser erfahrene Mann suchte dem jungen Grafen klar zu machen, daß der Wechsel im Benehmen der jungen Dame einigermaßen auffallend mit dem Wechsel seiner äußeren Glücksumstände zusammenhänge. Im vergangenen Sommer habe sie den noch güterlosen jungen Helden, trotz seiner interessanten Wunden, sehr über die Achsel angesehen, seit sie aber erfahren, daß er inzwischen der Erbe eines reichen Oheims geworden, betrachtete sie ihn mit ganz anderen Augen.

Sein Trauerflor scheine für sie einen besonderen Reiz zu haben.

Allein, wie es gewöhnlich bei Verliebten geht, die nichts hören wollen als was ihre Wünsche fördert: der Freund predigte tauben Ohren und verletzte, statt zu bekehren. Auch eine Anspielung auf das Verhältniß Eugeniens — so wollen wir die schöne Brünette nennen — zum Fürsten Wussin, einem Russen von glänzender Bildung und Unterhaltungsgabe, der sich trotz seiner vierzig Jahre noch einen entschieden jugendlichen Anstrich bewahrt hatte, ohne dabei im Geringsten geckenhaft zu erscheinen, hatte keine andere Wirkung, als Graf Karlsburg — welcher ein Jahr vorher dies Verhältniß selbst sehr anstößig gefunden — zu veranlassen, Eugenie offen und ehrlich darüber zu befragen.

Er war eine zu aufrichtige Natur, um nicht das Gleiche bei Anderen vorauszusetzen, und hatte schon als vermögensloser junger Officier zu viele Beweise von Frauengunst erfahren, um zu zweifeln, daß man ihn auch wohl seiner selbst wegen lieben könne. Hinwiederum dachte er bei den vielen Lücken seiner Bildung, die ihm nie so fühlbar geworden, als im Verkehr mit Eugenien und dem Fürsten Wussin, zu bescheiden von sich, um

es nicht ganz natürlich zu finden, daß sie ihn diesem hochgestellten und glänzend geschulten Weltmanne gegenüber zuerst etwas vernachlässigt habe. Die Unterhaltung wurde immer französisch geführt. Graf Karlsburg hatte durch mehrjährige Uebung hinlänglich Französisch gelernt, um sich überall verständlich zu machen, allein sein Dienst hatte ihn nicht zu eingehenderen Studien kommen lassen; die Schätze der Literatur waren ihm verschlossen geblieben und so mußte er in der Unterhaltung mit Eugenien und dem Fürsten, die Beide über diese Schätze wie über ihr Eigenthum geboten, immer den Kürzeren ziehen, da seine eigene, nicht geringe Unterhaltungsgabe entschieden nach deutschem Ausdruck verlangte. Die Einkehr, welche er nun auf die ihn peinlich berührenden Warnungen des bewährten Freundes hin, in sich selbst hielt, bevor er das entscheidende Wort zu Eugenien sprach, hatte ganz andere Wirkungen, als die von Jenem beabsichtigten. Er sagte sich: im vorigen Jahre kam ich hieher als ein junger Officier, in den bescheidensten Verhältnissen lebend, ohne hervorragende Bildung, ohne Vermögen, ohne Dienerschaft und Pferde, kurz ohne Alles, was mich berechtigt hätte, eine Rolle zu spielen in dem vornehmen Kreise, zu

welchem nur mein Grafentitel mir Zutritt gewährte, der, nicht getragen durch entsprechende Besitzthümer, eben nur eine Schale ohne Kern war und mir wenig zur Empfehlung gereichen konnte: was Wunder denn, daß ich damals weniger beachtet wurde als jetzt, wo ich die Mittel habe, standesgemäß aufzutreten. Dieser Punkt erledigt sich also von selbst. Aber über das Verhältniß Eugeniens zum Fürsten Wussin muß ich mir allerdings Aufklärung verschaffen; hat er ernste Absichten auf sie und liebt sie ihn mehr als mich, so werde ich mich als ein Mann in mein Schicksal zu finden wissen.

In solcher Gemüthsstimmung kam er zu Eugenien, die ihn, nach einigem Parlamentiren mit der Kammerfrau, empfing, obgleich es noch früh am Tage war und sie noch nicht Toilette gemacht hatte.

Er fand sie in einem höchst eleganten, duftigen Morgenkostüm, das ihr, nach seinem Urtheil, ganz bezaubernd stand und mit dessen blendender Weiße ihr üppig darauf niederwogendes, wundervolles schwarzes Haar contrastirte, wie Raben mit frischgefallenem Schnee, darauf sie niederfliegen.

„Ich empfange sonst Niemand in so früher

Stunde und in solchem Négligé," sagte sie im wohltönendsten Deutsch, ihn zugleich bedeutend, sich neben sie auf das Sopha zu setzten, „allein mit Ihnen mach' ich gern einmal eine Ausnahme."

„Warum gerade mit mir?" fragte er in einem Tone von Ungewißheit, wie er ihre Worte deuten solle.

„Aus verschiedenen Gründen," entgegnete sie mit ruhiger Freundlichkeit; „einmal, weil Ihre offenen blauen Augen mir Vertrauen einflößen; dann, weil ich sicher bin, von Ihnen keine der faden Complimente zu hören, die den meisten anderen Herren eben so geläufig sind, wie mir widerwärtig; hauptsächlich aber, weil es mich freut, einmal ungestört mit Ihnen plaudern zu können, wozu sich mir bis jetzt noch keine rechte Gelegenheit geboten."

„Ich bin doppelt glücklich über diesen Vorzug," erwiederte er mit sichtbarer Befriedigung, „der mich so überaus angenehm überrascht und zugleich überzeugt, daß Sie die deutsche Sprache mit derselben anmuthigen Leichtigkeit beherrschen, wie die französische."

„Die anmuthige Leichtigkeit auf Rechnung Ihrer wohlwollenden Einbildung gesetzt," sagte sie lä-

chelnd, „ist es wirklich kein großes Verdienst von mir, beide Sprachen geläufig zu sprechen, da ich als die Tochter französischer Eltern von guter Familie, die durch die Revolution aus ihrer Heimat vertrieben wurden, in Deutschland eine sorgfältige Erziehung erhalten habe. Uebrigens weiß ich kaum, ob es ein Glück ist für einen Menschen, mit seinen beiden Füßen in zwei verschiedenen Nationalitäten zu stehen. Ich möchte es eher für ein Unglück halten, denn die äußeren Vortheile, welche daraus entspringen, vermögen die inneren, tiefwurzelnden Nachtheile nicht aufzuwiegen. Der natürliche Zwiespalt ringt vergebens nach völliger Ausgleichung. Ich komme mir oft vor wie ein Doppelwesen, bestehend aus zwei zusammengehörigen aber unverträglichen Theilen und ich weiß nicht, welchem von beiden ich den Vorzug geben soll. Mit meinem Herzen bin ich deutsch, mit meinem Verstande bin ich französisch. Will ich mich einmal gemüthlich aussprechen, so ist mir die deutsche Sprache die liebste; in den Kreisen der großen Welt ziehe ich die französische vor, weil sie die Unterhaltung wesentlich dadurch erleichtert, daß man in ihr viel sprechen kann, auch ohne viel zu sagen, und bin ich einmal in Gesellschaft, so sehe ich nicht gern, daß die Unterhaltung in's Stocken geräth. Ein

wortkarger Deutscher kann ein geistvoller Mann sein und dafür gelten, ein wortkarger Franzose nicht; aber ich habe bemerkt, daß selbst die schweigsamsten Deutschen gesprächiger werden, sobald die Unterhaltung französisch geführt wird.“

„Das kann ich von mir nicht behaupten,“ entgegnete Graf Karlsburg, „Herz und Zunge sind bei mir immer am beweglichsten, wenn ich meine Gefühle und Gedanken nicht erst in's Französische zu übersetzen brauche. Darum konnte mir bei meinem Eintritte in Ihr Haus heute, nächst der Freude, gleich empfangen zu werden, nichts Angenehmeres widerfahren, als deutsch von Ihnen angeredet zu werden und dann zu hören, daß Ihnen selbst die deutsche Sprache die liebste sei, wenn Sie sich einmal gemüthlich aussprechen wollen.“

„So ist es in der That,“ sagte Eugenie, „und ich bedaure nur, daß wir uns nicht schon früher deutsch mit einander verständigt haben. Aber um gemüthlich plaudern zu können, muß man sich's bequem machen. Warum behalten Sie Ihren Hut in der Hand?“

„Gnädiges Fräulein —“

„Nein, keine Widerrede; legen Sie ab!“ Sie nahm ihm den Hut aus der Hand mit den Wor-

ten: „Was seh' ich, es ist ja ein Flor daran. Darf ich fragen, wem die Trauer gilt?"

„Meinem Oheim, der vor zehn Monaten gestorben ist."

„Ein schmerzlicher Verlust?"

„Ich hatte ihn sehr lieb und verdanke ihm Alles, was ich habe. Er war mir ein zweiter Vater; meinen ersten habe ich kaum gekannt."

„Also ist Ihre Trauer eine aufrichtige, obwohl zehn Monate schon viel gethan haben müssen, sie zu mildern. Ich, für meinen Theil, habe niemals, seit ich selbständig denke, die Heimgegangenen bedauern können, sondern nur die Hinterbliebenen, denen durch den Tod eines lieben Angehörigen eine schmerzliche Lücke geschlagen wurde. Der Tod an sich hat für mich nichts Schreckliches. Ich könnte wissen, daß ich morgen sterben müßte, und würde das nicht als ein Unglück beklagen."

„Aber ich," rief der junge Graf lebhaft, „und ich kann mir auch kaum denken, daß das, was Sie eben gesagt haben, mehr als eine flüchtig hingeworfene Bemerkung ist; ich müßte es sonst für eine Sünde halten."

„Eine Sünde?" fragte sie mit lächelndem Staunen. „Ich wäre neugierig zu hören, wie Sie einen solchen Vorwurf begründen wollten."

„Sehr leicht," entgegnete er ganz eifrig, „was wäre die Welt ohne die Schönheit des Weibes, und wo giebt es höhere Schönheit als die durch Geist verklärte! Das Licht brennt nicht, um sich selbst zu leuchten, sondern Anderen, und so sind auch die Himmelslichter der Schönheit und des Geistes in Ihnen entzündet, um Anderen zu leuchten, die Menschen zu begeistern und zu beglücken. Wie darf nun in einem Wesen, dem der Himmel solche Fülle des Segens verliehen, das Gefühl oder der Gedanke der Gleichgültigkeit dagegen aufkommen!"

„Wissen Sie auch wohl," entgegnete sie, ihn mit lieblicher Halsbewegung so beseligend freundlich anblickend, daß er seine Gefühle kaum noch zu beherrschen vermochte, „wissen Sie auch wohl, lieber Graf, daß Sie mir eben in Form eines Vorwurfs die größte Schmeichelei gesagt haben, die ich je gehört? Aber angenommen, der Himmel hätte mir wirklich solche Reize verliehen, wie Sie an mir rühmen, so kann ich doch nicht zugeben, daß mir oder Anderen ein solches Glück daraus erblühete, wie Sie glauben. Ich habe noch nie einen Mann so recht von Herzen geliebt und folglich auch noch keinen beglücken können, denn daß mein bloßer Anblick schon beglückend wirke, werden Sie mir

nicht einreden. An Huldigungen, selbst an begeisterten Huldigungen hat es mir allerdings nicht gefehlt, und ich will auch nicht leugnen, daß sich eine Zeit lang meine Eitelkeit dadurch geschmeichelt fühlte, allein mein Herz hatte nichts damit zu thun. Ich mochte keinem Manne meine Hand reichen ohne mein Herz, und so oft ich dieses ernstlich prüfte, entschied es immer zu Gunsten seiner Freiheit. So habe ich denn, wofern ich den Betheuerungen der Männer, welche mir ihre Huldigungen dargebracht, glauben darf, schon verschiedene unglücklich gemacht, glücklich noch keinen. Sie sehen hieraus, lieber Graf, daß Ihre Folgerungen nicht zutreffen."

„Ist es denn nicht schon ein Glück, in Ihrer Nähe zu weilen?" rief er leuchtenden Blickes. „Sie könnten blos durch Ihre Augen eine ganze Armee zu den größten Heldenthaten begeistern. Daß aber vielleicht kein Mann so starke Gefühle in Ihnen zu erwecken vermag, wie Sie in ihm, kann ich begreifen. Wer zu Höherem aufblickt, giebt es eben dadurch zu erkennen, daß er niedriger steht. Wenn es im Kriege gilt, eine Festung zu erstürmen, so lassen sich die Hinterherdrängenden durch den Fall ihrer Vorgänger nicht aufhalten; es geht über die Leichen hinweg zum Ziele hin. Die Liebe ist auch

ein Krieg, wo das Herz das Commando führt. Ich liebe — ich liebe Sie, und mein Herz gebietet mir, Ihnen das ohne alle Umschweife zu gestehen. Ich verlange nicht, daß Sie eine gleiche Leidenschaft für mich fühlen, wie ich für Sie; ich wünsche nur, daß Sie mein Weib werden, daß ich mich selbst und Alles, was mein ist, Ihnen zu Füßen legen darf, als meiner Herrin für jetzt und immerdar!"

„Sie sehen, ich habe Ihre Liebeserklärung ernst und theilnahmsvoll angehört, lieber Karlsburg, und ich will Ihnen gestehen, daß sie mich nicht nur wohlthuend berührt hat, sondern daß ich auch, wenn ich mich überhaupt entschließen könnte, meine Hand zu verschenken, sie Niemand so vertrauensvoll reichen würde wie Ihnen. Aber ich schlage Ihnen zu Ihrem eigenen Besten vor: lassen Sie uns gute Freunde sein, ohne uns durch die Ehe zu binden! Ich glaube, wir würden uns Beide am wohlsten dabei fühlen, wenn in einem solchen Freundschaftsbunde auch nicht alle Wünsche befriedigt werden können. Denn selbst angenommen, die — wirklich nicht geringe — Neigung, welche ich schon jetzt für Sie fühle, würde über kurz oder lang zu mächtiger Leidenschaft emporlodern, was bei meinem lebhaften Temperament sehr wahr-

scheinlich wäre, so könnte ich doch für die Dauer solcher Gefühle nicht bürgen; Sie würden sich vielleicht eines Tages enttäuscht sehen und unglücklich werden, unglücklicher als jetzt durch Entsagung. Es fehlt mir der rechte Sinn der Demuth und Unterwürfigkeit, wie ihn eine Ehefrau haben soll. Eine etwas freie Erziehung und das Leben in der Welt hat mich vielleicht mehr verwöhnt, als gut ist; ich liebe freie Bewegung; ich habe Launen, die ich immer gern befriedigen möchte; ich habe Fehler, die ich selbst genau kenne und doch nicht ablegen kann, die aber, so lange ich frei bin, nur mir zum Nachtheil gereichen, während sie, wenn ich auf Ihre Wünsche einginge, auch Ihnen verderblich werden müßten. Und" — fügte sie, seine Hand ergreifend, mit seelenvollem Tone hinzu — „ich möchte Sie gerne glücklich sehen, denn ich liebe Sie wirklich... Deshalb rathe ich Ihnen, eine Ihr häusliches Glück mehr als ich verbürgende Gattin zu wählen."

„So leicht sollen Sie mir nicht entkommen!" rief er, ihre feine Hand, aus welcher schon ein wundersames Feuer in die seine geströmt war, an die glühenden Lippen führend: „Liebt man die Sonne weniger, weil sie Flecken hat oder sich zuweilen verdunkelt? Sie sollen die Sonne meines

Lebens sein, und wenn Sie meine Fehler und Launen so leicht tragen werden, wie ich die Ihrigen, so kann's uns an Glück nicht mangeln, und wenn Sie wirklich schon ein wenig Liebe für mich fühlen..."

„Ich fürchte mehr, als für meine Ruhe gut ist," hauchte sie mit hinschmelzendem Tone.

Er wollte sie im Ueberschwang der Gefühle an sich ziehen, aber sie entwand sich seiner Umarmung mit einem Ausdruck von Hoheit und Würde, die seinem kühnen Aufschwunge schnell die Flügel lähmte.

„Sie haben mein Vertrauen mißbraucht," sagte sie, sich erhebend, „und das darf nicht wieder geschehen, wenn wir ferner miteinander verkehren wollen."

Er hatte sich natürlich auch gleich erhoben und stammelte in seiner Verlegenheit Allerlei, um sie um Verzeihung zu bitten und zu besänftigen.

In diesem Augenblicke trat die Kammerfrau ein und fragte, ob Fürst Wussin angenommen werden solle; er komme gerade auf's Haus zu.

„Sag' ihm, ich könne ihn jetzt nicht empfangen," erwiederte Eugenie, „da ich im Begriff sei, Toilette zu machen."

Graf Karlsburg hatte inzwischen, einigermaßen

ernüchtert, nach seinem Hute gegriffen, in der Annahme, daß die Weisung Eugeniens an ihre Kammerfrau zugleich ihm als Wink gegolten habe, sich zu verabschieden.

„Ich hoffe," sagte er mit ehrerbietiger Verbeugung, „daß der vielleicht zu lebhafte Ausdruck meiner Gefühle mir nicht schlimmer gedeutet wird, als er gemeint war, und daß ich für das Bekenntniß meines innigsten Bedauerns über das Vorgefallene Ihre Verzeihung mit nach Hause nehme."

Seine Züge heiterten sich sofort wieder auf, als Eugenie mit ruhiger Freundlichkeit seine Hand ergreifend sagte:

„Ich bin Ihnen durchaus nicht böse, lieber Karlsburg, und bedaure, daß Sie schon gehen wollen. Ich wollte Sie nicht verletzen durch meine Aeußerung, und noch weniger vertreiben, sondern nur dem vertraulichen Verkehr, in den wir nun einmal hineingerathen sind, seine nothwendigen Grenzen stecken, um ihm eine längere Dauer und die rechte Freiheit der Bewegung zu sichern. Ich kann mich nur da ganz unbefangen gehen lassen, wo ich sicher bin, daß die Grenzen des strengsten Anstandes eingehalten werden, das heißt, daß auch unter vier Augen nichts geschieht, was nicht

alle Welt sehen könnte. Gehen Sie auf diese Bedingung ein, so sind Sie mir der angenehmste aller Gäste, und wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so nehmen Sie Ihren Platz an meiner Seite auf dem Sopha wieder ein und lassen Sie uns noch ein wenig mit einander plaudern. Oder sind Sie böse über meine Aufrichtigkeit?"

„Nicht im Geringsten," sagte er, sich wieder zu ihr setzend; „ich bin doppelt glücklich, bei Ihnen weilen zu dürfen, nachdem Sie eben dem Fürsten Wussin den Eintritt verweigert haben. Offenheit gegen Offenheit: ich fürchtete, daß er den Vorzug in Ihrem Herzen habe und daß Ihre größere Neigung zu ihm Sie hauptsächlich verhindere, Ihr Lebensschiff meinem Steuerruder anzuvertrauen."

„Von diesem Irrthum will ich Sie gründlich heilen," entgegnete sie mit bezauberndem Lächeln, „indem ich Sie zu meinem Bundesgenossen gegen den Fürsten mache, der nur meinem Verstande gefährlich war, nie meinem Herzen. Er ist mir, trotz unseres langen und lebhaften Verkehrs, noch nie so nahe gekommen, wie Sie heute, und würde nie gewagt haben, was Sie heute gewagt. Ihnen habe ich's auf der Stelle verziehen; ihm würd' ich's nicht verzeihen. Begreifen Sie den Unterschied?"

Der Graf athmete so freudig auf, als ob eine schwere Bürde von seiner Seele gewälzt wäre.

„Ich danke Ihnen für Ihr Geständniß," sagte er, „ohne welches mich immer noch ein gewisser Zweifel gequält haben würde; denn obwohl der Fürst schon ein Mann von reiferen Jahren ist, so hat er doch, selbst abgesehen von seinem Range und seiner glänzenden Unterhaltungsgabe, in seinem Wesen etwas selbstbewußt Ueberlegenes, das ihn, Damen gegenüber, entschieden gefährlich erscheinen läßt."

„Gefährlich ist er in der That," sagte Eugenie, „aber wie ich schon bemerkt habe, nur von Seiten des Verstandes, nicht des Herzens. Es wird mir nie recht warm bei ihm, aber ich unterhalte mich gern mit ihm, obgleich seine Unterhaltung mir selten einen wohlthuenden Eindruck zurückläßt, da er mehr Zweifel weckt als löst, mehr Fragen aufwirft, als sich beantworten lassen, mehr sophistisch blendet, als philosophisch überzeugt. Allein, er ist so reich an Welterfahrung und mannichfachen, wenn auch nicht gründlichen Kenntnissen, und hat dabei eine solche Schlagfertigkeit des Ausdrucks, daß er immer lebhaft anregend wirkt, gleichviel, ob er mit sich fortreißt oder zum Widerspruche herausfordert. Ich habe deutsche Gelehrte mit ihm dis-

putiren hören und immer verstanden, was er sägte, hingegen selten, was sie sagten, weil ich ihm bei seiner blitzartigen Ausdrucksweise folgen konnte, ihnen bei ihren verwickelten Reden nicht, obgleich sie später regelmäßig behaupteten, er habe viel Glänzendes gesprochen, aber gar nichts zur Sache Gehöriges gesagt. Dem sei nun, wie da wolle, er muß jedenfalls ein bedeutender Mensch sein und man kann nicht umhin, sich für ihn zu interessiren."

„Um so unbegreiflicher ist es mir, daß er keinen tiefern Eindruck auf Sie gemacht haben soll und daß Sie mich, wie Sie so freundlich waren zu sagen, ihm vorziehen."

„Sie sind mir lieber, weil — Sie mir lieber sind! Das wäre Logik genug für eine Frau. Aber ich will Ihnen ferner gestehen, daß ich in Sachen des Herzens auf das Reden der Männer nur in soweit Gewicht lege, als ich glaube, daß es der wahre Ausdruck ihres Herzens ist. Das glaube ich zum Beispiel bei Ihnen, während ich beim Fürsten Wussin nicht so ganz überzeugt davon bin. Deshalb ziehe ich Ihr schlichtes Wort den schimmernden Redekünsten des Fürsten vor und doch möchte ich seine Unterhaltung nicht gern entbehren, die mir ein Gewohnheitsbedürfniß geworden

als eine aufrüttelnde Bewegung des Geistes, ähnlich wie das Reiten eine aufrüttelnde Bewegung des Körpers ist."

„Dann erlauben Sie mir die Frage, warum Sie bei der von Ihnen selbst zugestandenen Uebereinstimmung unserer Herzen mir Ihre Hand verweigern?"

„Den Grund habe ich Ihnen schon gesagt: weil ich meine Freiheit noch mehr liebe als Sie."

„Diesen Grund kann ich nicht gelten lassen, da Ihre Freiheit durch eine Verbindung mit mir in keiner Weise beschränkt wird, denn ich will Sie nicht zu meiner Sklavin, sondern zu meiner Herrin machen. Es genügt mir, zu wissen, daß Sie keinen Mann mehr lieben als mich; auf die Freiheit bin ich nicht eifersüchtig."

„Ihre Logik gefällt mir und es würde mir in der That keine große Ueberwindung kosten, nach solcher Verständigung Ihnen ganz anzugehören, wenn ich wüßte, daß ich Sie so glücklich machen könnte, wie Sie es erwarten."

„Sie brauchen das blos zu wollen."

„Ich versichere Sie, lieber Freund, daß ich bei den Gefühlen, die mich jetzt beherrschen, mehr um Sie als um mich selbst besorgt bin. Ich möchte Ihr Vertrauen nicht täuschen, und Sie könnten

das, was ich unter Freiheit verstehe, in der Ehe leicht mißverstehen. Ich habe Ihnen von dem seltsamen Zwiespalt zwischen meinem Herzen und meinem Kopfe gesprochen. Von Seiten des Herzens sind wir einig, aber jener Zwiespalt macht, daß mein widerspenstiger Kopf häufig seine eigenen Wege geht."

„Es würde mir nicht einfallen, Sie dieses Vergnügens zu berauben. Unser ganzes Leben besteht aus Widersprüchen und so lange ich Ihres Herzens sicher bin, werde ich Ihrem Kopfe nicht wehren auch seinen widerspruchsvollsten Neigungen zu folgen, da ich sehr wohl begreife, daß Sie mehr geistige Bedürfnisse haben, als ich zu befriedigen im Stande bin. Ich biete Ihnen Alles, was ich habe, und nehme das, was Sie mir dafür geben, als ein freies Gegengeschenk."

„Solcher Versuchung läßt sich nicht widerstehen. Wohlan, ich verlobe mich Ihnen durch diesen Kuß... Sie aber sollen ganz frei sein, bis Sie ihn mir wiedergeben, was heute nicht geschehen darf und morgen auch nicht. Wir wollen nichts übereilen. Und geben Sie ihn mir nicht wieder, so behalten Sie ihn als eine freundliche Erinnerung an mich, und wohlgemerkt: als eine Erinnerung, deren sich kein anderer Mann von mir rühmen kann. In

jedem Falle bleiben wir gute Freunde. Und somit Gott befohlen für heute! Ich hätte eher den Einsturz des Himmels erwartet," fuhr sie, aufstehend, fort, „als ein solches Ende unserer Unterhaltung."

„Der Himmel soll nicht über uns einstürzen, sondern sich vor uns aufthun," erwiederte er selig. „Uebrigens glaub' ich nicht, daß ich so glücklich gewesen sein würde, wenn Sie mich nicht deutsch angeredet hätten. Ich hatte mir eine französische Rede einstudirt, die sicherlich mehr Ihre Lachmuskeln in Bewegung gesetzt, als Ihr Herz gerührt haben würde."

„Wer weiß!" rief sie lächelnd, „ich habe mich mehr durch Ihre Augen bereden lassen, als durch Ihre Worte. Doch nun genug für heute. Und vergessen Sie nicht, daß Sie mir gegenüber ganz frei sind."

Nach dieser Einleitung säumte er natürlich nicht, sich seiner Freiheit zu begeben. Schon im Herbst wurde die Verbindnng mit großem Pomp gefeiert und nach kurzem Verweilen auf dem Gute die Hochzeitsreise nach Rom angetreten, wo Fürst Wussin das junge Paar schon erwartete und in entgegenkommendster Weise in die Gesellschaft einführte. In Rom trafen die jungen Ehegatten

auch den Professor Walter, der ihnen mit großer Liebenswürdigkeit und Sachkenntniß als Cicerone diente und in den ersten Wochen fast immer den ganzen Tag mit ihnen beisammen war, während Wussin ihre Abende in Anspruch nahm.

Der Fürst kannte die ganze elegante Welt von Rom und durch ihn wurde Eugenie bald in dieser Welt so heimisch, als ob sie darin geboren wäre. Den Kunstsammlungen wurde täglich weniger Aufmerksamkeit geschenkt und dafür aus einer Gesellschaft in die andere gerauscht, wo geistliche Würdenträger mit klugen Gesichtern und geschmeidigen Formen ihr nicht weniger huldigten, als die Diplomaten und die glänzende Jugend Roms. Eugenie that ihrer Freundlichkeit um so weniger Zwang an, als sie schon aus Corinna wußte, daß Rom die einzige große Stadt in der Welt ist, wo das Klatschen nicht zum guten Ton gehört und wo man deshalb unbefangener seinen Neigungen leben kann, als anderswo, weil man böse Nachrede nicht zu fürchten hat. So ließ sie sich denn auch mehr gehen als je zuvor und fand in dem Wechsel der geselligen Freuden mit den unerschöpflichen Kunst- und Naturgenüssen, welche Rom bietet, eine sich täglich erneuernde Befriedigung. Sie athmete — wie sie sich selbst in

einem Briefe an ihre Mutter ausdrückte — zum ersten Mal die Seligkeit des Daseins in vollen Zügen.

Weniger behaglich fühlte sich bei dieser Lebensweise der gute Graf Karlsburg. Anfangs schmeichelte es ihm wohl, daß seiner Gemahlin so viel Aufmerksamkeit erwiesen wurde, aber bald schien es ihm doch trotz aller Bescheidenheit, daß man ihm dabei weniger Beachtung schenkte, als ihm gebührte. Im Palazzo Orsini, im Palazzo Chigi, wie in den meisten römischen Häusern wurde gewöhnlich italienisch gesprochen. Die Gräfin hatte die Sprache früher erlernt und es jetzt, durch die tägliche Uebung, schnell wieder zu großer Fertigkeit darin gebracht. Der Graf aber verstand kein Wort davon als er seine Reise antrat, und wenn er sich auch mit großer Mühe das zum Verkehr Nöthigste anzueignen suchte, so reichte dies doch zu eingehender Unterhaltung nicht aus, weshalb er sich um so herzlicher langweilte, je munterer um ihn her die geflügelten Worte von Lippe zu Lippe flogen. Noch peinlicher war es ihm, es nicht wohl verhindern zu können, daß Fürst Wussin ihn förmlich an Eugeniens Seite in den Gesellschaften vertrat, so daß ihm als Gat-

ten nur die Aufgabe blieb, sie hinzugeleiten und wieder nach Haus zu führen.

Die Gesellschaft selbst betrachtete Eugenie augenscheinlich als unter der Obhut des Fürsten stehend, dessen ganzes Benehmen ihr gegenüber auch dieser Voraussetzung entsprach. Nun bemerkte der Graf allerdings bald, daß auch römische Ehemänner zu Gunsten eines bevorzugten Cavaliers ihren Gemahlinnen gegenüber eine ähnliche Entsagungsrolle spielten wie die ihm zugetheilte, allein die Annehmlichkeiten eines solchen Verhältnisses wollten ihm nicht einleuchten. Es kam ein paar Mal darüber zwischen dem jungen Ehepaar zu vertraulichen Erörterungen, die aber ohne für ihn befriedigendes Resultat blieben. „Entweder müssen wir" — sagte Eugenie — „uns dem in der hiesigen Gesellschaft herrschenden Tone fügen, oder ganz darauf verzichten, sie zu besuchen. Uebrigens begreife ich wirklich nicht, was Du Anstößiges finden kannst in Aufmerksamkeiten, welche mir der Fürst vor aller Welt erweist. Sind wir ihm nicht in jeder Weise zu Dank verpflichtet für sein aufopferndes Entgegenkommen? Und wie kann ich mich ihm anders erkenntlich zeigen, als durch eine gewisse Bevorzugung, die ich ihm in unschuldigster Weise zu Theil werden lasse?"

Der gute Graf hatte sich das Leben in Rom anders gedacht. Vormittags Besuchen der Kunstschätze, der Baudenkmäler, Kirchen und Ruinen, Nachmittags ein Ausflug in's Freie, Mittags und Abends ein heiteres Mahl, belebt durch Falerner, Monte Pulciano und ein paar sympathische Gäste; Theilnehmen an Volksvergnügungen, Ergreifen jeder sich bietenden Gelegenheit zu angenehmer und belehrender Unterhaltung, kurz: richtiges Ausbeuten jedes Augenblicks in dieser, an genußreicher Abwechslung so unerschöpflichen Welt, immer in gemüthlichem Beisammensein mit Eugenie.

Aber ihre Neigungen schweiften in ganz anderen Bahnen als die seinigen. Von dem, was er unter gemüthlichem Beisammenleben verstand und auf der Reise auch gefunden zu haben glaubte, war am glücklich erreichten Ziele keine Rede mehr; er fand kaum Zeit, sich einmal ruhig mit ihr auszusprechen, der jedes Verständniß für seine innersten Herzensbedürfnisse fehlte. Er kam sich fast vor an ihrer Seite, wie der Begleiter einer berühmten Sängerin oder Schauspielerin, der Alles zu besorgen hat, um ihre Triumphe vorzubereiten, ohne an diesen Triumphen selbst theilnehmen zu dürfen. Er fühlte sich im Grunde

seines Herzens unsäglich unglücklich und nur der gelegentliche Umgang mit Professor Walter half ihm zuweilen über seine schweren Stunden hinweg.

Eugenie mußte in Folge einer angeblich heftigen Erkältung, welche sie sich in einer Abendgesellschaft beim Fürsten Orsini zugezogen haben wollte, wo sie, vom Tanzen erhitzt, auf den Balcon getreten war, um einen durch die Straße wogenden Fackelzug mit anzusehen, einige Tage lang das Bett hüten und der Arzt verordnete ihr die größte Ruhe und Vorsicht, damit die Erkältung nicht in ein Fieber ausarte. Der Graf widmete ihr die zärtlichste Sorgfalt, sah sich aber selbst am Krankenbette von ihr fast wie ein Fremder behandelt. Entweder wünschte sie allein zu sein, oder eine ihm sehr antipathische Dame ihrer Bekanntschaft um sich zu haben, eine Freundin des Fürsten Wussin, deren Nähe ihr besonders angenehm zu sein schien. Diese Tage, welche sich fast zu zwei Wochen ausdehnten, verlebte der Graf größtentheils im engsten Verkehr mit seinem Freunde Walter.

So oft er zwischendurch auch zu Hause vorsprach, um sich nach dem Befinden seiner Frau zu erkundigen, so selten gelang es ihm, bis zu ihr vorzudringen. Er mußte sich mit dem Bescheid

begnügen, den ihre römische Kammerfrau ihm gab, bei welcher alle seine Einwendungen nichts verfingen, da sie kein Wort deutsch verstand, während er sich hinwieder italienisch sehr mangelhaft ausdrückte und ihm aus dem Redestrom der impertinenten Person immer nur die oft gehörten Worte vernehmlich in's Ohr sprangen: „die Gräfin schläft", oder „die Gräfin bedarf der Ruhe".

Natürlich war er während ihres Unwohlseins doppelt bedacht, jede Scene zu vermeiden, und so ließ er in der ersten Woche Alles ruhig über sich ergehen, wie unruhig es in seinem Innern auch aussehen mochte.

Als ihm aber eines schönen Vormittags Professor Walter, den er im Café Greco erwartet hatte, mit der unbefangensten Miene von der Welt seine Freude darüber ausdrückte, daß die Gräfin sich so schnell erholt habe, fragte der Graf, wie aus den Wolken gefallen: „Welche Gräfin meinen Sie?"

„— Nun, wen sonst, als die Gräfin Karlsburg, Ihre Gemahlin! —"

„Und wer hat Ihnen gesagt, daß sie wieder hergestellt sei? Haben Sie vielleicht ihren Arzt gesprochen?"

„Nein, ich vermuth' es nur nach ihrem guten Aussehen. Ich sah sie vorhin mit dem Fürsten Wussin über die Piazza di Spagna gehen."

Der Graf mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht zu verrathen, was in ihm vorging. Er suchte nur nach einem Vorwande, sich zu entfernen, ohne Aufsehen zu erregen. „Wir waren zu einer musikalischen Morgenunterhaltung eingeladen," sagte er, „ich glaubte aber nicht, daß sie sich stark genug fühlen würde hinzugehen. Wenn Sie sich nicht geirrt haben —"

„Sicher nicht!" entgegnete Walter treuherzig.

„So muß ich ebenfalls gehen und bitte mich für jetzt zu entschuldigen. Ich komme zu Ihnen, sobald ich mich freimachen kann." Damit stürzte er zur Thür hinaus und auf der Straße erst wagte er seiner beklemmten Brust durch tiefes Aufathmen Luft zu machen. „Also auf der Piazza di Spagna hat Walter meine Frau gesehen, die für mich krank ist und mit dem Fürsten spazieren geht!" murmelte er vor sich hin. „An der Piazza di Spagna liegt die Wohnung des Fürsten... Sollte meine Frau..." Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, dem Verdachte keine Worte zu leihen, der jetzt in ihm aufstieg und immer stärker wurde bei der unwillkürlichen Er-

innerung an das häufige und oft so auffallende Beisammensein Wussin's mit Eugenien. Sein Herz klopfte gewaltig und sein Hirn fieberte, als er sich hastigen Schrittes dem verhängnißvollen Hause an der Piazza di Spagna näherte, fest entschlossen, Klarheit in der Sache zu erlangen, von der sein ganzes Lebensglück abhing. Er flog die Treppe hinauf, die zu Wussin's Wohnung führte, und ohne sich durch den französischen Kammerdiener, der ihm im Vorzimmer mit grinsender Freundlichkeit entgegentrat, anmelden zu lassen, wollte er eintreten, fand aber die Thür verschlossen und machte vergebliche Anstrengungen, sie gewaltsam zu öffnen, während der Kammerdiener sich in Versicherungen erschöpfte, daß der Fürst nicht zu Hause sei.

Der Graf verspürte keine Lust, sich mit dem Kammerdiener in Erörterungen einzulassen, wohl fühlend, daß er doch dabei nur eine lächerliche Figur spielen würde, und so entschloß er sich kurz, nach Hause zurückzueilen, um dort die Bestätigung des schlimmen Verdachts zu finden, dessen er sich jetzt nicht mehr erwehren konnte. Die Kammerfrau sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, ihn in das Zimmer ihrer Herrin zu lassen, indem sie behauptete, die Gräfin habe eine sehr unruhige

Nacht gehabt, sei aber eben ein wenig eingeschlafen und dürfe in der ihr so nöthigen Ruhe um keinen Preis gestört werden. Er schob die freche Person, welche sich durchaus nicht von der Thür fortbringen lassen wollte, gewaltsam bei Seite; bevor ihm dies aber gelang, hatte sie den Schlüssel umgedreht, ausgezogen und in die Tasche gesteckt und weigerte sich nun entschieden, ihn herauszugeben, dabei so laut schreiend, die Gräfin bedürfe der Ruhe, daß dieselbe, wenn sie wirklich im Zimmer geschlafen hätte, sicher von dem Gekreisch der Kammerfrau aufgewacht wäre.

Der Graf konnte sich nicht mehr halten, aber während er an Selbstbeherrschung verlor, schien er an Körperkraft zu gewinnen: mit einem gewaltigen Ruck öffnete er die Thür und fand beim Eintreten in das Schlafzimmer seiner Gemahlin Alles so wohl aufgeräumt, daß die schöne Bewohnerin, welche nicht darin zu entdecken war, augenscheinlich nicht erst eben Bett und Zimmer verlassen haben konnte.

„O ich Thor!“ rief er aus, sich einmal über das andere an die Stirn schlagend, „also darum hab' ich den weiten Weg von der Karlsburg bis zur Engelsburg mitten im Winter gemacht, um meine Frau diesem abgefeimten russischen Wüstling

in die Arme zu führen! Wie fallen mir jetzt mit einem Male die Schuppen von den Augen!

„Und diese Frau konnte ich lieben, ja anbeten, vergöttern und ihr ein so blindes Vertrauen schenken, daß mir entging, was ohne solches Vertrauen der Dümmste bemerkt haben würde. Doch nun ist Alles vorbei, Alles! Mag sie fortleben in ihrer Schande — denn ich sehe wohl, daß dieser abgefeimte Russe sie ebenso in seiner Gewalt hat, wie sie mich bisher in ihrer Gewalt hatte — mag sie fortleben in ihrer Schande auf eigene Gefahr; ihre bevorzugten Kreise werden sie nur um so interessanter finden darum, aber ich will nicht länger ihr Sklave und Begleiter sein, der Gelegenheit nicht ferner vertrauensselig Thor und Thür öffnen."

Während er so vor sich hin sprach, fiel sein Blick auf eine kleine kostbare Schatulle, die er ihr zum Weihnachten geschenkt hatte als eine Reliquie aus der Hinterlassenschaft Vittoria Colonna's. Der Schlüssel steckte darin. Er öffnete die Schatulle und fand sie angefüllt mit Briefen, an deren zierlicher Aufschrift er gleich die Hand des Fürsten Wussin erkannte. Es war ihm sonst nie eingefallen, einen neugierigen Blick in die Briefgeheimnisse seiner Frau zu werfen, jetzt aber konnte

er dem Drange nicht widerstehen. Die Briefe waren französisch geschrieben und in einem Tone, der alle schlimmsten Voraussetzungen des plötzlich so mißtrauisch Gewordenen zu bestätigen schien. Es überkam ihn ein wahrer Ekel, das kostbare Gefäß durch so schnöden Inhalt entweiht zu sehen, und er warf die Briefe, die er gelesen hatte, unwillkürlich zu Boden.

Plötzlich war es ihm, als ob gerade dem Sopha gegenüber, auf welchem er Platz genommen hatte, neben dem Kamin, eine geheime Tapetenthür sich öffne; er hörte das Rauschen eines Kleides und einen Augenblick später trat Eugenie ein, in sehr elegantem Morgenkostüm, mit leuchtenden Augen und leicht gerötheten Wangen. Aber ihm schien, daß die Wangen ihre Farbe und die Augen ihren Glanz verloren und starrer blickten, als er aufstand und ihr entgegentrat mit den Worten: „Hätt' ich gewußt, daß es geheime Zugänge zum Schlafgemach meiner Gemahlin giebt, so würde ich mir die Mühe erspart haben, die Thür dort aufzubrechen, als die Kammerfrau mir den Eintritt weigerte unter dem guteinstudirten Vorwande, die Frau Gräfin habe eine schlaflose Nacht gehabt und bedürfe auf ihrem Krankenlager dringend der Ruhe."

„Also gestehen Sie selbst, die Thür zu meinem Schlafgemach gewaltsam erbrochen zu haben, um in meiner Abwesenheit an mich gerichtete Briefe zu durchstöbern, die Sie gar nichts angehen" — entgegnete sie, ihn mit stolzem Auge messend und dabei auf die neben ihm stehende Schatulle und die auf dem Boden liegenden Briefe deutend; — „ist das die Achtung, die Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind? —"

Sie sollte bald inne werden, daß ihr Blick nicht mehr den gewohnten Zauber auf ihn übte. Langsamer und mit schärferer Betonung, als er bisher geredet, hub er wieder an:

„Dieser Ton ziemt Ihnen nicht mir gegenüber; Sie haben mein ganzes Vertrauen schmählich getäuscht und Mißtrauen an seine Stelle gepflanzt. Die alten Künste verfangen nicht mehr, seit Sie meine Achtung verscherzt haben. Der Zufall hat mir die Augen grausam geöffnet und ich sehe jetzt klarer, als mir lieb ist."

„Wie können Sie wagen, solche Anklagen auf mich zu schleudern!" rief sie, mit zornflammendem Auge und dämonischem Gesichtsausdruck einen Schritt vortretend und unwillkürlich die Hand erhebend, als ob sie einen Dolch darin schwänge. — „Wodurch hab' ich Ihr Vertrauen getäuscht und wo-

durch Ihre Achtung verscherzt? Ich will es wissen!" —

„Wüßten Sie es nicht schon, ehe ich es Ihnen sagte, so wären meine Worte verloren, denn Sie würden dann auch nicht wissen, wo Recht und Unrecht sich scheiden. Ich will hier blos von den Erfahrungen der letzten Wochen reden, um nicht zu weit ausholen zu müssen. Sie haben mich durch den Anschein von Krankheit getäuscht, um mich fern zu halten und dafür verbotenen Verkehr mit einem Andern zu pflegen."

„Das ist eine falsche Anklage, die ich erst entkräften muß, ehe Sie weiter reden," unterbrach sie ihn. „Hören Sie mich so ruhig an, wie ich mich bemühen werde, Sie über Ihren Irrthum aufzuklären. Ich war in der That krank, wenn auch nicht so lange, als ich mich dafür ausgab. Ich bin schon seit acht Tagen in den Mittagsstunden wieder ausgegangen und habe Sie während der Zeit allerdings absichtlich von mir fern zu halten gesucht, aber nur in der Absicht, Ihnen heimlich eine Freude zu bereiten."

„Durch heimliche Besuche beim Fürsten Wussin?"

„Unterbrechen Sie mich nicht. Sie sollen über Alles Aufklärung haben und es wird mir ein Leichtes sein, selbst den letzten Zweifel so gründ-

lich zu beseitigen, daß Sie aus freien Stücken Ihre Anklage zurücknehmen werden. Aber lassen Sie mich ausreden. Der Besuch des Ateliers eines jungen, talentvollen Portraitmalers weckte schon vor längerer Zeit den Wunsch in mir, mich von ihm malen zu lassen, für Sie. Ich wollte Sie mit dem Bilde überraschen und darum mußten die Sitzungen heimlich stattfinden. Es bot sich dazu keine bessere Gelegenheit als die Zeit meines Unwohlseins. Der Arzt erlaubte mir schon nach den ersten Tagen in den Mittagsstunden auszugehen, und ich benutzte diese Stunden zu den Sitzungen im Atelier, wo ich mich nur viermal einzufinden brauchte, um ein über alle Erwartung gelungenes Bild von mir zu erhalten. Fürst Wussin, der, wie Sie wissen, von jeher ein sehr angenehmer Gesellschafter war und der es, wie in der Musik, so auch im Zeichnen als Dilettant zu einer großen Fertigkeit gebracht hat, bat mich um die Erlaubniß, den Sitzungen beizuwohnen und mich unter Anleitung des jungen Malers für sein Album zu zeichnen. Diese Erlaubniß gab ich ihm gern und ich hatte mehr Ursache ihm für seine Gesellschaft dankbar zu sein, als er mir für die meine, da er mich fortwährend auf das Belehrendste zu unterhalten wußte. Vielleicht war sein Eifer,

mir die Zeit angenehm zu vertreiben, schuld daran, daß er mit seiner Zeichnung nicht so schnell fertig wurde, wie der Maler mit seinem Oelbilde. Ich wollte ihm aber die Freude nicht verderben, seine Arbeit zu vollenden, und erfüllte daher gern seinen Wunsch, ihm noch ein paar Mal zu sitzen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und, Alles wohl überlegt, hielt ich es für besser, zu ihm zu gehen, als ihn zu mir kommen zu lassen. Ebenso hielt ich es für besser, ihm bei verschlossenen Thüren, als bei offenen zu sitzen, und gleich wie er seinem Kammerdiener befahl, während meiner Anwesenheit allen Besuch abzuweisen, so befahl ich dasselbe meiner Kammerfrau während meiner Abwesenheit vom Haus. Und um die Sache ganz heimlich zu halten, ging ich zu jener Tapetenthür hinaus, durch welche Sie mich vorhin hereinkommen sahen. Da haben Sie die ganze Geschichte meiner heimlichen Verbrechen, und Sie werden daraus zur Genüge ersehen, wie schwer Sie mich durch Ihren so grundlos gefaßten und so rücksichtslos ausgesprochenen Verdacht gekränkt haben. Ich bin aber noch nicht zu Ende. Um ganz aufrichtig zu sein, muß ich meiner Rechtfertigung eine Selbstanklage folgen lassen, wenn auch in ganz anderem Sinne, als Sie vermuthen.

Unser eheliches Leben ist nicht so glücklich gewesen, wie es hätte bei größerer Uebereinstimmung der Charaktere und Neigungen sein können, und daran trage ich vielleicht mehr Schuld als Sie, weil ich, trotz meines starken Vorgefühls, daß wir nicht für einander geschaffen seien, doch einwilligte, Ihre Gemahlin zu werden. Ich traute mir mehr Selbstverleugnung und Fähigkeit, Sie glücklich zu machen, zu, als ich besitze. Gewiß habe ich manchen Vorwurf verdient durch meinen unüberwindlichen Hang zu freier Bewegung, aber wahrlich nicht den Vorwurf ehelicher Untreue. Hätte der Fürst je nur um eine Linie die Grenzen des Erlaubten überschritten, so würde er sich mir dadurch ganz entfremdet haben. Aber gerade seine feine Zurückhaltung hat mich ganz zu ihm hingezogen. Dieses offene Bekenntniß wird Ihnen, wie ich hoffe, erwünscht kommen, denn da nach der Behandlung, die Sie mich haben erdulden lassen, ein erfreuliches Zusammenleben für uns unmöglich geworden, so werden Sie nicht zögern, die Schritte zu einer baldigen Scheidung zu thun. Vorher aber bitte ich Sie, die auf den Boden geworfenen und wie mir scheint mit Füßen getretenen Briefe des Fürsten noch einmal zu lesen, ihr

Inhalt wird Ihnen jetzt in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als zuerst."

Auf solchen Ausgang war der Graf nicht gefaßt gewesen. Er hatte geglaubt, Eugenie zu verwirren durch die vermeintlichen Zeugnisse ihrer Schuld, und sah sich nun selbst verwirrt durch ihre ihn in Allem überraschende Wendung. Er erwiederte mit bewegter Stimme: „Sie wünschen von mir geschieden zu werden. Ich habe mich immer bestrebt, alle Ihre Wünsche zu erfüllen, und will auch diesen erfüllen, nachdem Sie mir gestanden, daß Ihr Herz nicht mir gehört, dem Sie Liebe und Treue gelobt, sondern dem Fürsten Wussin, über den Sie einst anders urtheilten als heute. Möge er Sie glücklicher machen, als ich zu thun im Stande war, trotz aufrichtiger Liebe und inniger Hingebung. Ich verschweige, was ich weiter auf dem Herzen habe, denn Sie würden mich doch nicht verstehen, und ich bitte nur um das Eine: lassen Sie uns ohne Groll von einander scheiden und Alles vermeiden, was dienen könnte, das Aufsehen noch zu vermehren, das der mir sehr peinliche Schritt ohnehin nach sich ziehen wird. Befehlen Sie über mich, so oft Sie meiner Dienste bedürfen, und seien Sie überzeugt,

daß ich Ihre Gemächer ohne besondere Einladung nie wieder betreten werde."

Mit einer höflichen Verbeugung verließ er nach diesen Worten das Zimmer, sehr zur Ueberraschung Eugeniens, welche sich von dem Tone, den sie gegen ihn angeschlagen, eine ganz andere Wirkung erwartet hatte. Verwöhnt durch die grenzenlose Hingebung ihres Gemahls und die Macht, die sie über ihn übte, hatte sie geglaubt, daß ihre vermeintliche Rechtfertigung ihn zu Ausbrüchen schmerzlichster Reue treiben würde, sie in so unwürdigem Verdacht gehabt zu haben, und nun schien es ihr fast, daß er Alles, was sie gesagt, für bloße Ausflüchte genommen, auf welche näher einzugehen, sich gar nicht der Mühe lohnte. Selbst das Geständniß ihrer Liebe zum Fürsten, welches nach ihrer Ansicht hätte niederschmetternd auf den Grafen wirken müssen, denn es sollte eine Strafe für seinen Verdacht sein, schien ihn ziemlich gleichgültig gelassen zu haben.

Ihr Stolz bäumte sich auf in ihr, während sie sich niederbeugte, um die Briefe aufzuheben, welche der Graf mit Füßen getreten hatte. Sie durchflog noch einmal ein Paar von den Briefen und fand, daß sie wenig geeignet seien, von einem Dritten gelesen zu werden. Mißmuthig

warf sie sich auf's Sopha und versank in tiefes Nachdenken. Es reute sie jetzt, in so jäher Weise die Bande zerrissen zu haben, welche den Grafen an sie gefesselt hatten.

Graf Karlsburg war, als er das Zimmer seiner Gemahlin verließ, nicht so ruhig, wie jene glaubte. Er wurde von den widerstreitendsten Gefühlen bestürmt. Einerseits fühlte er sich wie von einer unerträglichen Bürde befreit, seit Klarheit in sein Verhältniß mit Eugenie gekommen war, während er sich anderseits in den Gedanken gar nicht finden konnte, das Opfer einer so ungeheuren Täuschung geworden zu sein. Sein ganzes Leben erschien ihm verfehlt und nichtig und er wagte gar nicht mehr, auf Glück zu hoffen in der Welt, nachdem das, was er dafür gehalten, sich nur als ein wirrer Traum erwiesen, dem durch ein schreckliches Erwachen ein jähes Ende gemacht wurde. Eine ungeheure Leere gähnte in seinem Herzen, die er durch nichts auszufüllen vermochte. Er hatte nie eine übertrieben hohe Meinung von sich gehabt, aber doch auch nicht so gering von seinem Werthe gedacht, um glauben zu können, daß eine solche Fülle von Liebe und Hingebung, wie er sie Eugenien gezeigt, ganz ohne Erwiederung bleiben sollte.

Er entschloß sich, um seinen trüben Gedanken zu entfliehen, einen mehrtägigen Ausflug nach Tivoli und anderen verlockenden Punkten der Umgegend zu machen, und Professor Walter, dessen Nähe immer wohlthuend auf ihn wirkte, war so freundlich ihn zu begleiten. Der Graf schrieb ein paar Zeilen an seine Gemahlin, worin er ihr seine Abreise anzeigte und hinzufügte: da in Rom die von ihr gewünschte Scheidung nicht zu bewerkstelligen sei, so stelle er es ihr anheim, die Zeit und die Art und Weise der Rückkehr nach Deutschland zu bestimmen.

Eugenie war, trotz der unbeschränkten Freiheit deren sie jetzt genoß, in einer keineswegs so glücklichen Stimmung, wie ihr Gemahl glaubte.

Sie konnte sich in den ihre Eitelkeit und Eigenliebe tief verletzenden Gedanken gar nicht finden, daß der Mann, der bis dahin ihren leisesten Wünschen entgegengekommen und kein höheres Glück gekannt, als in ihrer Nähe zu weilen, jetzt plötzlich so ganz andern Sinnes geworden sein sollte.

Er war abgereist ohne das Verlangen, sie noch einmal zu sehen, ohne auch nur einen Versuch der Verständigung gemacht zu haben!

Einen so entschlossenen Schritt ihr gegenüber

hätte sie ihm nicht zugetraut. Allein so gekränkt sie sich dadurch auch fühlte und so unwillig sie sich darüber geberdete: im tiefsten Grunde ihres Herzens gefiel ihr diese Entschlossenheit.

Wenn sie sich jetzt selbst nur durch einen raschen Entschluß in eine befriedigende Stimmung hätte versetzen können! Aber der Gedanke war ihr unerträglich, daß Karlsburg sich so leichten Herzens, wie sie meinte, von ihr losgerissen, und dieser Gedanke ließ sie zu keiner Ruhe kommen. Sie hatte sich noch nie so viel mit ihm beschäftigt, als jetzt, da er ihr unerreichbar war. Selbst Fürst Wussin trat darüber in den Hintergrund und es war ihr lieb, daß er sich den ganzen Tag nicht sehen ließ, während ihr sonst immer etwas fehlte, wenn sie einmal einen Tag gar nichts von ihm sah oder hörte.

Zum ersten Male stellte sie ernste Betrachtungen darüber an, was wohl ihre Bekannten sagen würden, wenn es wirklich zur Scheidung zwischen ihr und Karlsburg käme. Zunächst durfte wohl Niemand in Zweifel darüber sein, daß er ihr keinen Anlaß dazu gegeben habe. So lange sie seine Gemahlin war, fand die vornehme Welt in Rom an ihrem Verkehr mit einem bevorzugten Hausfreunde nichts Besonderes und konnte

auch Niemand genau wissen, wie weit diese Bevorzugung ging. Aber ganz anders mußte sich das Urtheil gestalten, sobald sie zu Gunsten ihres bevorzugten Hausfreundes die noch so junge Ehe ganz löste. Freilich hoffte sie, daß Wussin nicht lange zögern werde, eine neue mit ihr zu schließen, allein alle Welt wußte, daß Wussin sie früher gekannt, als Karlsburg, und man würde sich fragen, warum sie den Bevorzugten nicht gleich geheirathet habe. Jedenfalls würde die Geschichte peinliches Aufsehen erregen und auf sie selbst ein zweideutiges Licht werfen.

Dieser Gedankengang mit seinen sich von selbst ergebenden Folgerungen hatte für Eugenie etwas unsäglich Beunruhigendes und Verwirrendes. Sie kam sich vor, wie in einem Labyrinthe wandelnd, aus welchem kein Ausgang zu finden war. Gewohnt, nur nach den Eingebungen ihrer Laune zu handeln, hatte sie die Folgen ihres gewagten Schrittes nicht vorbedacht und sah sich nun rathlos im eigenen Netze gefangen.

Sie verbrachte die Tage bis zu Karlsburg's Rückkehr in stiller Zurückgezogenheit und empfing, unter dem Vorwande, daß sie krank sei, selbst den Fürsten Wussin nicht.

Karlsburg kam in besserer Stimmung zurück,

als er fortgegangen war, die sonnigen Tage seines Ausflugs hatten ihm wohlgethan. Spät nach Hause gekommen, begab er sich gleich zur Ruhe und schlief vortrefflich. Am andern Morgen erhielt er ein Billet mit folgenden Zeilen:

Lieber Karlsburg!

Wie die Dinge sich einmal zwischen uns — ich muß gestehen, wesentlich durch meine Schuld — gestaltet haben, müssen Sie schlimmer von mir denken, als ich bin. Es schmerzt mich das tief, allein es steht nicht in meiner Macht es zu ändern, da Sie alles Vertrauen zu mir verloren haben. Darf ich Sie bitten, mich um zehn Uhr einen Augenblick durch Ihren Besuch zu erfreuen?

Ihre Sie innig verehrende

Eugenie.

Zur bestimmten Stunde fand er sich bei ihr ein und gleich bei seinem Eintreten in ihr Zimmer fiel sein Blick auf das schöne Oelbild, welches seine ganze Bewunderung erregte. Sie hatte sich in der Tracht einer Römerin malen lassen und sah in der majestätischen Haltung, wie der Künstler sie dargestellt, mit einem zugleich hoheitsvollen und melancholischen Ausdruck in den edlen Zügen, wirklich aus wie der verkörperte Genius Roms.

Eugenie folgte mit Befriedigung seinen be-

wundernden Blicken, die sich immer und immer wieder auf das Bild hefteten, obgleich sie selbst ihm, wie sie vor ihm saß, so reizend erschien als je und sich mit einer so taktvollen Würde gegen ihn benahm, daß er ganz wieder unter ihrem Zauber stand.

„Ich habe eine Bitte auf dem Herzen," sagte er, „die ich kaum auszusprechen wage, obgleich ihre Gewährung mir unendliche Freude machen würde."

„Sie werden mich glücklich machen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollen, irgend einen Wunsch von Ihnen zu erfüllen," antwortete sie mit herzlicher Freundlichkeit.

„Dann bitte ich Sie, mir das Bild zum Andenken zu schenken."

„Das Bild war von vornherein für Sie bestimmt und wartete nur darauf, Ihnen willkommen zu sein. Sie machen mich glücklich, daß Sie es nicht verschmähen."

„Ich danke Ihnen," sagte er aufstehend, um ihr die Hand zu küssen, die sie ihm entzog und dafür einen innigen Kuß auf seinen Mund drückte.

„Kannst Du mir nicht verzeihen?" sagte sie, „ich sehe ein, wie schwer ich gegen Dich ge-

fehlt habe, und werde fortan Alles aufbieten, Dich glücklich zu machen!"

Und er verzieh ihr.

Sie zog sich von allen Gesellschaften zurück, that ihm Alles zu Liebe, was sie ihm nur an den Augen absehen konnte, ließ ihn keine Stunde allein und wußte ihn bald alles Geschehene vergessen zu machen. Nachdem er so wieder ein paar glückliche Wochen mit ihr verlebt hatte, erhielt er eines Tages folgenden Brief vom Fürsten Wussin:

„Da es mir in den letzten Wochen, trotz häufig wiederholter Versuche, nie hat glücken wollen, Sie oder die Frau Gräfin zu Hause zu finden, so bat ich letztere schriftlich, mir eine Stunde zu nennen, wo ich sicher sein durfte, empfangen zu werden. Hierauf antwortete mir die Frau Gräfin, die römische Freiheit unseres Verkehrs habe Mißverständnisse erzeugt, welche zwar jetzt glücklich aufgeklärt seien, welche sie aber nicht erneuert zu sehen wünsche, weshalb sie mich bitte, ihr Haus hinfort zu meiden. — Indem ich Ihnen mein innigstes Bedauern ausdrücke, durch meine arglose Freiheit des Verkehrs Mißverständnisse verschuldet zu haben, welche Ihnen und Ihrer von mir so hochverehrten Frau Gemahlin

trübe Stunden bereiten konnten, will ich diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, mich bei Ihnen schriftlich zu verabschieden, da ich im Begriff bin, eine Reise nach der Schweiz und Deutschland anzutreten."

Der Graf erwiederte: er theile die Besorgnisse seiner Gemahlin nicht, daß die glücklich gehobenen Mißverständnisse sich erneuern könnten, und er werde sich freuen, den Fürsten wieder in seinem Hause zu sehen. Dieser verfehlte nun nicht, sich persönlich zu verabschieden, und wußte sich dabei so gut wegen alles früher Vorgefallenen zu entschuldigen, daß im Herzen des Grafen kaum noch eine Spur von Mißtrauen zurückblieb. Er bat Wussin sogar ihn in Deutschland aufzusuchen, wenn sein Weg ihn in die Nähe der Karlsburg führen sollte. So geschah es, daß bald, nachdem das junge Ehepaar in das Herrenhaus im Eschenwalde zurückgekehrt war, sich Wussin auch dort einfand, freilich nur zu einem ganz flüchtigen Besuche auf der Durchreise nach Berlin, wobei sich jedoch so viele neue Anknüpfungspunkte ergaben, daß er versprach, der Einladung des Grafen, bald einmal auf längere Zeit zu kommen, Folge zu leisten, und auch Wort hielt. Während er nun durch seine Unterhaltung, sowie durch mancherlei gute

Rathschläge in Betreff vorzunehmender Parkverschönerungen und Neubauten den Grafen sehr für sich einzunehmen wußte, benahm er sich gegen die Gräfin mit einer so auffallenden Zurückhaltung, daß Karlsburg selbst in Gegenwart seiner Gemahlin sich scherzweise darüber ausließ, worauf der Fürst dann erwiederte: „Anderes Land, andere Sitte; wir sind hier in Deutschland und nicht in Italien.“

Aber bald sollte der Graf zu seinem Schrecken erfahren, daß sein Gast sich heimlich bei seiner Gemahlin für die Zurückhaltung zu entschädigen wußte, welche er öffentlich gegen sie zur Schau trug, und nun folgten haarsträubende Scenen, welche zu einer Scheidung des jungen Ehepaars führten und zu einem Duell zwischen Karlsburg und Wussin geführt haben würden, wenn der Fürst es nicht vorgezogen hätte, heimlich zu entfliehen. —

Wir kehren nach dieser Abschweifung in eine mehr als zwanzigjährige Vergangenheit zur Gegenwart unserer Erzählung zurück, indem wir im folgenden Kapitel den Faden da wieder aufnehmen, wo wir ihn am Schlusse des zehnten Kapitels fallen ließen.

Zwölftes Kapitel.

Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Freiligrath.

Und als ich kam in's Polenland,
Eine wunderschöne Gräfin fand,
So schön — 's ist nicht zu glauben.
Altes Lied.

Das Frühstück verlief, ohne daß der Inselgeschichte Erwähnung gethan wurde. Der Captain und Fräulein Lenore waren ernst und wortkarg wie gewöhnlich; Heinrich Walter unterhielt sich sehr lebhaft mit Comteß Clara, an deren Seite er hatte Platz nehmen müssen, und der Philosoph mit Fräulein Agnes, während der Graf die Einwände zu widerlegen suchte, welche Frau Lore nicht müde wurde, gegen seine Verfügungen für den Tag zu erheben. Sie vertheidigte mit großer Zungengeläufigkeit ihre Thesis, daß es eine Sünde sei, an Trauertagen Freudenfeste anzustellen.

„Wollen oder können Sie denn gar nicht begreifen, theuerste Freundin," unterbrach er ihren Redestrom, „daß dieser Tag durchaus kein Trauertag für mich ist? Ich müßte der größte Heuchler von der Welt sein, wenn ich heute darüber wehklagen wollte, daß mir ein entfernter Verwandter gestorben, den ich nie im Leben gesehen habe und zu dem ich nie andere Familienbeziehungen hatte, als daß ich ihm alljährlich eine Apanage von tausend Thalern auszahlen mußte. Uebrigens würd' ich Ihnen gern den Gefallen thun, heute nicht tanzen zu lassen, wenn sich die einmal geschehenen Einladungen gleich wieder rückgängig machen ließen und wenn ich es nicht für unrecht hielte, dem jungen Völkchen die Freude zu verderben. Seit wann ist denn Tanzen eine Sünde? Tanzte nicht selbst König David, der heilige Psalmist, vor dem Herrn aus Freude über die Bundeslade?"

„Ja, aber Michal, die Tochter Saul's, verhöhnte ihn dafür," erwiederte Frau Lore.

„Nun wohl," sagte der Graf lächelnd, „wenn Sie mich heute tanzen sehen, dürfen Sie mich auch verhöhnen, und mehr Recht als eine Königstochter werden Sie doch nicht in Anspruch nehmen wollen?"

Der Zungenstreit wurde unterbrochen durch Philipp, welcher meldete, daß ein alter Bauer, der aus Lokhausen, einem entfernt liegenden Dorfe gekommen, den gnädigen Herrn zu sprechen wünsche, aber nicht Zeit habe, lange zu warten, da er noch vor Abend zurück müsse.

„So führ' ihn herein und rücke einen Stuhl her an meine Seite."

Der alte, sehr würdig aussehende Bauer wurde in den Speisesaal geführt und mußte sich neben den Grafen setzen, welcher ihn anredete: „Ihr habt einen langen Weg gehabt von Lokhausen her und werdet hungrig sein, alter Landsmann, wollt Ihr nicht mit uns essen?"

„Wenn's erlaubt ist, gnädiger Herr," erwiederte der Alte.

Auf einen Wink des Grafen setzte ihm Philipp einen Teller vor und reichte ihm dann die Schüssel mit Hühnerfricassée, welche eben die Runde machte.

Der Bauer nahm Philipp die Schüssel aus der Hand, was dieser nicht zugeben wollte, aber auf einen Wink des Grafen doch geschehen lassen mußte — setzte sie vor sich auf den Schoß und führte den Inhalt vermittelst des großen Löffels zum Munde, ohne von Teller, Messer und Gabel Notiz zu nehmen.

Einige der jüngeren Gäste konnten sich bei diesem Anblick eines spöttelnden Lächelns und Flüsterns nicht erwehren, worüber ihnen der Graf jedoch so mißbilligende Blicke zuwarf, daß sie bald still wurden. Er ließ den Bauer nach Herzenslust mit dem Löffel in der Schüssel herumwühlen, bis nichts mehr darin war, schenkte ihm dann ein Bierglas voll Wein ein und sagte: „Nun, mein Alter, trinkt auch einmal dazu und stoßt mit mir an.“

„Wohl bekomm's dem gnädigen Herrn!“ erwiederte der Alte und trank sein Glas mit sichtbarem Behagen in Einem Zuge aus. Erst jetzt bat ihn der Graf, während er ihm wieder einschenkte, sein Anliegen vorzubringen.

„Mer ha'n vorgestern wieder en kleinen Jungen gekriegt,“ sagte der Bauer, „es ist der siebente, und ich wollte den gnädigen Herrn recht schön gebeten ha'n, bei dem Jungen Gevatter zu stehen.“

„Das will ich gern thun, mein Alter,“ erwiederte der Graf, „aber sagt mir einmal, wie seid Ihr denn gerade auf mich verfallen?“

„Durch unsern Herrn Pfarrer, er hat mir gesagt, Sie wären ein braver Herr und machten schöne Geschenke, es wäre nur schade, daß Sie nicht frummer wären.“

„Nun, das macht sich wohl noch," sagte der Graf lächelnd, schrieb sich den Namen des Bauern nebst dem Tauftage in sein Notizbuch und hub dann wieder an: „Verlaßt Euch darauf, daß ich selbst komme, und nun wollen wir noch einmal auf Euren Jüngsten anstoßen."

Der Bauer trank wieder sein Glas bis auf den letzten Tropfen aus, weigerte sich aber dann entschieden, es zum dritten Mal füllen zu lassen. Seine Mission war erfüllt und er hielt es nun für passend, aufzubrechen.

„Danke auch schön, gnädiger Herr," sagte er, zum Abschied dem Grafen die Hand reichend und den Uebrigen zunickend, und verließ dann ohne Weiteres das Zimmer. Kaum war er verschwunden, als draußen Pferdegetrappel erschallte und ein neuer Ankömmling gemeldet wurde: der Gensd'armerie-Wachtmeister Ulrich von Fliegenberg.

„Ulrich?" sagte der Graf, „sollte das mein alter Ulrich vom russischen Feldzuge her sein? Seit wann ist denn der Wachtmeister und wie kommt er nach Fliegenberg? Doch einerlei: bitte ihn, hereinzukommen! Fassen Sie den Mann wohl in's Auge," fuhr er, zu Heinrich Walter und dem Philosophen gewendet, fort, „wenn es der-

selbe ist, den ich meine, will ich Ihnen nachher eine interessante Geschichte von ihm erzählen."

Der Wachtmeister, ein sehr stattlicher Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, trat mit gutem Anstand militärisch grüßend ein und sagte:

„Ich wollte mir die Ehre geben, Herr Graf, mich bei Ihnen, meinem ehemaligen gnädigen Chef und Herrn, dessen gütiger Fürsprache und Nachsicht ich meine Carrière verdanke, zu melden als vor Kurzem nach der Station Fliegenberg versetzt."

„Also sind Sie es wirklich, lieber Ulrich? Dachte ich mir's doch gleich, als der Diener Ihren Namen nannte. Nun, es freut mich herzlich, Sie nach so langer Zeit einmal wiederzusehen, alter Kriegskamerad," sagte der Graf, ihm die Hand reichend, „und ich gratulire dem Herrn Wachtmeister. Seit wann bekleiden Sie diese Würde?"

„Seit einem Vierteljahre."

Der Graf stellte den Wachtmeister der Gesellschaft vor und lud ihn zum Frühstück ein.

„Danke unterthänigst für die gnädige Einladung, Herr Graf," erwiederte der Wachtmeister, „aber ich bedaure, sie nicht annehmen zu können, da ich's heute eilig habe. Ich muß gleich wieder

fort, wollte aber nicht vorbeireiten, ohne mich unterthänigst gemeldet zu haben."

„Ein Glas Wein müssen Sie wenigstens trinken und mit mir anstoßen auf gute Nachbarschaft. Ich hoffe, Sie besuchen mich bald wieder, wenn Sie sich einmal einen halben Tag vom Dienste frei machen können; wir werden uns gegenseitig viel zu erzählen haben."

„Ich werde nicht verfehlen, von der gnädigen Erlaubniß des Herrn Grafen baldmöglichst Gebrauch zu machen."

Der Wachtmeister stieß mit seinem alten Chef an, trank sein Glas Wein, lehnte die Einladung zu einem zweiten höflich ab und zog sich dann mit demselben guten Anstande grüßend zurück, wie er gekommen war.

Er hatte auf die ganze Gesellschaft, sogar auf den Captain, einen entschieden günstigen Eindruck gemacht und man fand allgemein, daß er auffallend schöne und lebhafte braune Augen habe.

„Darf ich Sie an Ihr Versprechen erinnern, Herr Graf, uns seine Geschichte zu erzählen?" fragte Dr. Melchior Lebrecht.

„Um darauf zu kommen, muß ich erst eine andere kleine Geschichte vorausschicken, wenn Sie Geduld haben, mich ein Viertelstündchen länger anzuhören."

„Nun kommt gewiß die Geschichte von der polnischen Gräfin, welche wir schon kennen," warf Frau Lore hin.

„Sie sagen das in einem Tone, als ob es ein Opfer für Sie wäre, die Geschichte noch einmal anzuhören. Als Frau Allwissenheit sollten Sie doch auch wissen, daß Niemand die Damen zwingt, die Geschichten mit anzuhören, welche ich beim Nachtisch erzähle. Auch habe ich schon oft bemerkt, daß die jungen Damen, sobald sie bei meinen Erzählungen Gefahr für weibliche Ohren wittern, sich geräuschlos zurückziehen, während Sie selbst dann noch unerschrocken ausharren, wenn ich ausdrücklich bemerke, daß die Geschichte nicht für Damenohren paßt."

„Ich thue das, mein verehrter Herr Graf, weil ich Ihnen dadurch zu verstehen geben möchte, daß, was für weibliche Ohren meines Alters nicht paßt, wohl überhaupt unpassend ist und deshalb am besten ganz unerzählt bliebe."

„Danke für gütige Belehrung, hochweise Frau Doktorin, aber ich habe immer geglaubt, Sie blieben blos sitzen, um Gelegenheit zu haben, mich zu unterbrechen, denn es geht von Ihnen die Sage, Sie könnten nicht zwanzig Worte anhören, ohne zweitausend dazwischen zu reden.

Sogar Sonntags während der Predigt machen Sie Ihre Randglossen und stören dadurch Ihre kirchliche Nachbarschaft in der Andacht."

„Das können Sie gar nicht wissen, da Sie in der Kirche immer die Augen schließen und sich dabei eines Zustandes der Ruhe befleißigen, den man Schlummer nennt. Von Ihnen geht die Sage, daß Sie einem talentvollen Candidaten, der hier Pfarrer werden sollte, blos deshalb Ihre Zustimmung verweigert hätten, weil er seine Probepredigt mit zu lauter Stimme gehalten und Sie dadurch im Schlummer gestört habe."

Die jungen Damen hatten schon zu Anfange dieses Wortgefechts, welches die übrigen Gäste in große Heiterkeit versetzte, das Zimmer verlassen; jetzt folgte ihnen Frau Lore, aber nur zum Schein, denn sie saß schon wieder auf ihrem Platze, als der Graf seine Erzählung von der polnischen Gräfin kaum begonnen hatte.

„Wie Sie wissen," hub der Graf an, „wurde ich als junger westfälischer Rittmeister gezwungen, Anno 1812 unter Napoleon den Feldzug nach Rußland mitzumachen. Die große Armee bewegte sich in einem mächtigen Bogen nach dem russischen Reiche; der linke Flügel, den die Corps von Oudinot, St. Cyr und Macdonald bildeten,

dehnte sich längs der Düna von Riga bis gegen Polozk aus; der rechte, von Schwarzenberg und Reynier angeführt, drang in Volhynien ein, während das gewaltige Centrum von 300,000 Mann unter Napoleon's persönlicher Führung die Richtung nach Moskau einschlug. Ich befand mich in diesem Centrum, das bei seinem Vormarsche durch öde, von allen Hülfsquellen entblößte Landstriche unsäglich zu leiden hatte, nicht blos wegen des fortwährenden Mangels an Lebensmitteln, sondern fast noch mehr durch die jähe Abwechslung unerträglicher Sommerhitze mit kalten, anhaltenden Regengüssen, welche allerlei bösartige Krankheiten erzeugten, so daß selbst die Pferde zu Tausenden fielen und mit ihrem Aasgeruch die Luft verpesteten. Unter der Mannschaft wüthete besonders eine furchtbare Ruhr, welche ganze Regimenter hinraffte und welcher auch mein tapferer Oberst, mit dem ich schon den spanischen Feldzug durchgemacht hatte, zum Opfer fiel, noch ehe wir Witepsk erreicht hatten, wo Napoleon den Russen eine Schlacht anzubieten gedachte. Wir mußten unseren Obersten in einem elenden Lazarethe zurücklassen, wo ich mit schwerem Herzen von ihm Abschied nahm, nachdem er mir noch, für den Fall, daß wir uns nicht wiedersehen

sollten, seinen Reitknecht eindringlich empfohlen hatte, den er mir als einen zwar etwas excentrischen, aber sehr brauchbaren und treuen Burschen schilderte. Erst in Witepsk erhielt ich durch diesen Reitknecht, den ich dann gleich bei mir behielt, die Nachricht von seinem Tode. Wenige Tage darauf wurde ich mit meiner Schwadron in einem elenden Dorfe einquartiert, dessen Name mir in die Ohren klang wie Pschennitza. Mein neuer Reitknecht Johann verstand besser zu requiriren und auch besser mit den Pferden umzugehen, als mein ehrlicher Fülling, der deshalb eine Zeit lang in den Hintergrund treten mußte. Johann wußte immer dafür zu sorgen, daß es mir an Lebensmitteln und sogar an Wein nicht fehlte, den ich redlich mit meinen Kameraden theilte. Doch da sich immer deutlicher herausstellte, daß aus der erwarteten großen Schlacht vorläufig nichts werden sollte, weil die Russen sich in das Innere des Reichs zurückzogen, so fing das Leben in dem traurigen Dorfe bald an mir langweilig zu werden und ich ritt öfter nach einem, ein paar Stunden entfernt liegenden Städtchen hinüber, wo General von Hammerstein im Quartier lag, bei dem ich stets ein willkommener Gast war. Bei diesen Ausflügen mußte

mich Fülling begleiten, während Johann das Haus hütete, was er um so lieber that, als er ein leidenschaftlicher Leser war und immer allerlei Räuberromane und abenteuerliche Erzählungen mit sich führte. Nun vermißte ich eines Morgens beim Durchmustern meines Koffers einige mir sehr werthvolle Andenken, darunter das kostbare Miniaturbild einer lieben Freundin, ein Bild, das ich immer als einen Talisman mit mir geführt und auf das Sorgfältigste verwahrt hatte. Der Verlust berührte mich äußerst schmerzlich und ich bot deshalb all' mein bischen Schlauheit auf, den Thäter zu entdecken. Ein gemeiner Dieb konnte es nicht sein, denn das im Koffer liegende Geld war unberührt geblieben, nur die kleinen Unterpfänder alter Liebe und Freundschaft waren verschwunden. Nach Erwägung aller Umstände konnte ich mich eines dringenden Verdachts gegen Johann nicht erwehren, unter dessen Obhut der Koffer während meiner wiederholten Abwesenheit geblieben war. Doch ließ ich mir gegen ihn nichts merken, sondern begnügte mich einen Plan zu entwerfen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Der Vormittag verging in Beschäftigung mit Dienstsachen; nach Tisch befahl ich Johann ein Pferd zu satteln, um einen Brief nach dem

nächsten Dorfe zu bringen, wo ein Freund von mir wohnte, dem ich schrieb, er möge unter irgend einem Vorwande den Ueberbringer des Briefs etwas bei sich aufhalten. Als Johann nun fort war, versuchte ich in sein Zimmer zu gelangen, welches er von außen sorgfältig verschlossen hatte. Es hing jedoch mit dem meinigen zusammen durch eine Thür, deren Riegel sich auf meiner Seite befand. Als ich diese Thür nun geöffnet hatte, sah ich, daß der Eingang in Johann's Zimmer vorsichtig durch einen großen Tisch verbarrikadirt war. Ich kroch unter dem Tisch durch und öffnete die Schublade, in welcher ich Johann's Rasirzeug, einen Kamm, ein paar schmutzige Bücher und ein paar alte Strümpfe fand, die einen angefangenen Brief verdeckten, der ungefähr so begann:

‚Theure Eltern!

Meinen Brief vom 24. Juli, worin ich Euch den Tod meines guten Herrn Obersten meldete, werdet Ihr wohl erhalten haben. Ich bin Gottlob noch gesund und die böse Ruhr, an der so viele gestorben sind, hat mir nichts angethan. Ich muß Euch auch melden, daß ich einen neuen Herrn gefunden habe, an den mich der selige Herr Oberst recommandirt hatte und mit dem

ich sehr zufrieden bin. Es ist der junge Rittmeister, Graf von Karlsburg. Nun muß ich Euch noch ein großes Glück melden, das ich mir immer gewünscht habe, und das Euch große Freude machen wird. Es hat sich nämlich eine wunderschöne polnische Gräfin in mich verliebt, die schönste von Allen. Sie ist wirklich sehr schön und ungeheuer verliebt in mich. Sie hat mir auch die Ehe versprochen, wenn ich meinem Herrn gut diene und mich brav halte, und Ihr werdet eine schöne Schwiegertochter bekommen. Sie ist auch sehr vornehm und reich und eine hohe Dame, wie Ihr schon aus dem Bilde sehen könnt, das ich Euch schicke und das Ihr Rönneken's Linchen zeigen könnt, der ich zu gering war; wie wird sich die ärgern, daß ich nun eine polnische Gräfin heirathe! Wie reich sie ist, könnt Ihr schon aus den Geschenken sehen, die ich Euch auch schicke und die sie mir so nebenher gegeben hat, als ob es nur Kleinigkeiten wären. Johann, sagte sie, schicke Alles Deiner Mutter, wie ein braver Sohn thun soll, da ist's am besten aufgehoben, und schreib' ihr, daß ich sie auch besuchen werde, sobald der Krieg vorbei ist.' —

„Nachdem ich so weit gelesen hatte," fuhr der Graf fort, „wußte ich, was ich wissen wollte, legte

Alles wieder an seine Stelle, wie ich's gefunden, und suchte dann lange darin nach den verlorenen Kostbarkeiten, bis ich sie zuletzt wohleingepackt hinter einem alten Heiligenbilde versteckt fand, das in einer Ecke des Zimmers hing. Ich nahm das Päckchen zu mir, kroch unter dem Tisch durch in mein Zimmer zurück, enthüllte mit großer Vorsicht den Inhalt des Päckchens, legte die Sachen in meinen Koffer, den ich wohlverschloß, und machte dann ein neues Päckchen, an Gestalt und Gewicht ganz dem alten ähnlich, dessen Umschlag und Bindfaden ich auch dazu benutzte. Hierauf kroch ich abermals in Johann's Zimmer, legte das neue Päckchen an die Stelle des alten und begab mich endlich in mein Zimmer zurück, um zu überlegen, was weiter zu thun sei. Ich konnte mich nicht entschließen, Johann nach der Strenge des Gesetzes zu bestrafen, sowohl in Anbetracht der besondern Umstände, unter welchen er in meine Dienste gekommen war, wie auch in Anbetracht der seltsamen Motive seiner Veruntreuung, an welcher seine konfuse Romanlektüre wohl nicht den geringsten Antheil hatte. Da ich in Erfahrung gebracht, daß Napoleon seinen Plan, uns Winterquartiere in Witepsk beziehen zu lassen, wieder aufgegeben habe, schloß ich, daß der Be-

fehl zum Weitermarsch nicht lange mehr auf sich warten lassen könne; bis dahin wollt' ich's noch mit Johann versuchen und ihn dann auf eine gute Weise aus meiner Nähe entfernen und mich mit meinem treuen Fülling behelfen. In der That mußten wir schon zwei Tage darauf, am 13. August, nach Smolensk aufbrechen, wo wir bereits am 17. August, nach hartnäckigem Kampfe, über Leichen und Trümmer als Sieger einzogen. Die großen Ereignisse, welche dem Höhen- und Wendepunkte des Napoleonischen Glücks vorhergingen und folgten, drängten sich nun so rasch, daß ich Johann darüber ganz aus den Augen verlor. Ich nahm an, daß er in der Schlacht von Borodino oder auf dem Rückzuge von Moskau umgekommen sei, und dachte nicht weiter an ihn. Erst nach mehreren Jahren, kurz nachdem ich durch Erbschaft in Besitz dieses Gutes gekommen war, sah ich ihn wieder. Er kam zu mir als reuiger Sünder, sagte, daß er oft in meiner Nähe gewesen sei, sich aber immer geschämt habe, vor mir zu erscheinen, da sein Gewissen ihm die bittersten Vorwürfe gemacht, mein Vertrauen so schmählich getäuscht zu haben. Vergebens habe er sich damit zu trösten gesucht, daß er oft gehört, in der französischen Armee gelte Jeder für einen

Dummkopf, der nicht mitnehme, was er finde, und im Kriege dürfe man's nicht so genau nehmen mit dem Dein und Mein wie im Frieden: es habe Alles nicht geholfen und er finde nicht eher Ruhe, als bis er meine Verzeihung erfleht habe und mir gedankt, daß ich ihn nicht nach der Strenge der Gesetze gerichtet, wie er es verdient hätte."

Während hier der Graf eine kleine Pause machte, um eine Prise zu nehmen, fiel Frau Lore ein: „Und dieser reuige Sünder Johann ist derselbe Herr Wachtmeister Ulrich, den wir heute die Ehre gehabt haben hier zu sehen."

„Da brechen Sie meiner Erzählung schon wieder die Spitze ab und bringen meine Hörer um den Genuß das Beste selbst zu errathen. Die Geschichte war ja noch gar nicht zu Ende."

„Aber ein kurzer Schluß ist besser als ein langer," erwiederte Frau Lore resolut, „und wenn ich Sie so ruhig fort erzählen ließe, so würden wir heute zu gar nichts Anderem mehr kommen, und Comteß Clärchen möchte den Herren Walter und Lebrecht gern die Bibliothek und die anderen Merkwürdigkeiten des Hauses zeigen, und außerdem giebt's heute noch viel zu thun, wenn Alles nach Ihren Anordnungen gehen soll."

„Ich sehe schon, gegen Frau Lore ist nicht anzukommen," entgegnete der Graf, wieder eine Prise nehmend, „darum will ich nur noch bemerken, daß Ulrich, nach den Erkundigungen, die ich über ihn eingezogen, sich überall, wo er dabei war, wacker gehalten hat und nach der Verführung, der er bei mir erlegen, ein musterhafter Mensch geworden ist. Vor fünfzehn Jahren sah ich ihn hier zum letzten Male und er fing aus eigenem Antriebe wieder an, von seiner polnischen Verirrung zu sprechen, wobei es ihm vollkommen gelang, mir klar zu machen, daß nicht der Werth der veruntreuten Gegenstände, sondern die romantische Freude, welche er dadurch seinen Eltern zu bereiten gehofft, ihn in die Versuchung geführt habe."

Als der Graf sich mit seiner Gesellschaft vom Tische erhob, ahnte er nicht, daß er noch vor Schlafengehen in die Lage kommen werde, die Dienste desselben Wachtmeister Ulrich in Anspruch zu nehmen, dessen Geschichte er eben erzählt hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Was Dich betrübt und labt, halt Alles für erkoren.
Nimm Dein Verhängniß an. Laß Alles unbereut.
Thu, was gethan muß sein, und eh' man Dir's gebeut.
Was Du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Paul Flemming.

Die Frühstückssitzung hatte lange gedauert, so daß bis zum Dîner, welches an diesem Tage etwas früher stattfinden sollte, als gewöhnlich, nur ein paar Stunden übrig blieben, die der Graf dazu verwendete, alle auf seinen verstorbenen Oheim bezüglichen Papiere zu sammeln und zu ordnen, während Heinrich Walter und Melchior Lebrecht mit Comteß Clara und Fräulein Agnes die reichen Bücherschätze des Hauses durchmusterten. Später kam auch Lenore herauf, die erst das Bedürfniß gefühlt hatte, mit sich allein zu sein, um einige Ordnung in die wirren Gedanken zu bringen, welche der Brief ihrer Mutter,

oder was sie dafür hielt, und die Unterredung mit dem Captain in ihr erzeugt hatten. Allein sie konnte weder Sammlung noch Ruhe finden, die während der langen Tafelsitzung mühsam unterdrückten Gefühle und Gedanken sprangen jetzt mit verdoppelter Gewalt empor und droheten Kopf und Herz des armen Mägdleins zu sprengen. Nur zuweilen blitzte es auf Augenblicke erhellend durch das Dunkel, aber ihr nicht zu Trost und Freude. „Welch' eine schlechte Tochter bin ich," murmelte sie vor sich hin, „daß ich mich nicht auf das Wiedersehen mit meiner Mutter freuen kann! Und woher kommen die bösen Gedanken? Ich habe sie doch weder gepflanzt noch genährt, und von Gott können sie nicht kommen. Warum muß meine Mutter mich heimlich sehen? Warum darf sie nicht wagen in dies Haus zu kommen, wo ich doch unter so guten Menschen wohne? Warum lebt meine Mutter überhaupt nicht mit mir zusammen? Warum läßt sie mich unter fremden Menschen leben, und wohnt selbst unter fremden Menschen? Wer beantwortet mir diese Fragen? Ich selbst kann sie mir nicht beantworten, ohne irre an meiner Mutter, an mir und an der ganzen Welt zu werden. O Himmel, steh' mir bei!"

Sie nahm das Neue Testament, das immer vor ihr auf dem Tische lag, schlug die Bergpredigt auf und las mit lauter Stimme:

„Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer.

„Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

„Aber wann?" seufzte sie dazwischen.

Erst bei dem Satze: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen," fing sie wieder an laut zu lesen und rief dann schluchzend: „O Gott, mache mich reines Herzens und laß mich Dich bald schauen!"

Sie ging eine Weile mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, warf sich dann auf's Sopha und brütete lange vor sich hin.

„Ich halt' es hier nicht aus allein!" rief sie, plötzlich aufspringend, „ich muß Heinrich Walter sprechen, seine Nähe wirkt immer beruhigend auf mich, auch wenn er nicht spricht. Ich fühle, daß er es gut mit mir meint und mich versteht, wenn er auch nicht Alles zu sagen wagt, was er denkt."

Sie trocknete sich die Augen und ging auf die Bibliothek.

„Es ist hübsch von Dir, daß Du noch ein bischen zu uns kommst, Lenore," sagte Fräulein

Agnes, „aber was ist Dir denn? Du siehst ja so blaß aus.“

„Mir ist nicht recht wohl, aber ich hoffe, es wird bald vorübergehen. Laßt Euch durch mich nicht stören.“

„Ich bin keine so große Bücherkennerin wie Clärchen, und verstehe wenig von dem, was die gelehrten Herren über die seltenen Ausgaben von Werken sprechen, die ich zum ersten Mal nennen höre, aber ich höre doch gerne zu, denn etwas bleibt immer hängen.“

„Ich will auch zuhören.“

Doch hielt sie's nicht lange aus, wie viel Mühe sie sich auch gab, der hin- und herspringenden Unterhaltung zu folgen.

„Clärchen,“ sagte sie endlich, „darf ich Herrn Walter bitten, ein Viertelstündchen zu mir auf mein Zimmer zu kommen? Ich habe allerlei mit ihm zu besprechen, was ich für mich allein nicht in's Reine bringen kann, und er ist so gut, daß er gewiß meine Bitte erfüllt.“

„Ei gewiß, mein Herzchen, aber halt' ihn nur nicht zu lange auf, um zeitig Toilette für das Dîner machen zu können, welches heute früher stattfindet, wie Du weißt.“

Als Lenore mit Heinrich Walter in ihrem

Zimmer angelangt war, sagte sie: „Mir bedrückt das Herz ein Geheimniß, das ich Ihnen um Alles gern anvertrauen möchte, wenn meine Zunge nicht durch ein Pflichtgebot gebunden wäre. Ich bin wieder in einer so unglücklichen Stimmung, daß ich Ihres Zuspruchs bedarf, um mich aufrecht zu erhalten. Ihr lieber Vater war mein Freund und ich hoffe, Sie werden mir auch ein Freund sein, denn ich sehe es Ihnen an den Augen ab, daß Sie es gut mit mir meinen. Geben Sie mir Ihre Hand und ziehen Sie sie nicht wieder zurück: so lange ich sie in der meinen fühle, ist es mir, als ob ich einen starken Halt hätte, dessen ich so sehr bedarf."

„Hier ist meine Hand, liebes Fräulein, ich reiche sie Ihnen von ganzem Herzen, und sie soll Ihnen nie entzogen werden, so oft Sie meiner Hülfe bedürfen."

„Nennen Sie mich nicht „Fräulein", das Wort klingt mir so fremdartig aus Ihrem Munde, nennen Sie mich einfach bei meinem Namen Lenore."

„Nun wohl, liebe Lenore, darf ich fragen, was plötzlich über Sie gekommen ist, um Sie wieder in so trübe Stimmung zu versetzen?"

„Ich habe einen Brief von meiner Mutter erhalten."

Bei diesen Worten zog Walter unwillkürlich seine Hand wieder aus Lenorens Hand zurück.

„Was bedeutet das?" fragte Lenore, erschrocken zu ihm aufblickend, „flößt die bloße Erwähnung meiner Mutter Ihnen solches Entsetzen ein, daß Sie Ihre Hand nicht in der meinen lassen mögen, weil ich das Kind meiner Mutter bin?"

„Wie können Sie so Arges von mir denken, liebe Lenore," sagte er, ihre Hand wieder ergreifend, „mich erschreckte nur zu hören, daß ein Brief von Ihrer Mutter Sie unglücklich stimmen konnte, weil ich daraus schließen mußte, daß er Ihnen traurige Kunde gebracht."

„O nein, er eröffnet mir sogar die Aussicht, meine Mutter bald wiederzusehen, und ich bin nur traurig, weil ich mich auf dies Wiedersehen nicht freuen kann."

„Und warum können Sie das nicht?"

„Das ist eine Frage, lieber Walter, welche ich Ihnen wohl beantworten könnte, aber heute nicht beantworten darf. Es hat damit eine ganz eigene Bewandtniß. Morgen sollen Sie Alles wissen. Heute muß ich noch schweigen. Sie wollten ja morgen nach Wodenhausen fahren; bitte, nehmen Sie mich mit! Ich will dann auch

kein trauriges Gesicht machen, ich will so fröhlich sein, wie ich immer bei Ihrem guten Vater war. Ach, lieber Walter, wenn der mir nicht entrissen wäre, oder wenn ich Sie immer in meiner Nähe hätte, so wollte ich gar nicht klagen und ganz zufrieden sein mit meinem Schicksale, was es auch sonst Trübes bringen möchte!"

Er sah sie mit inniger Rührung an; eine Thräne blitzte in seinem Auge.

Sie schmiegte sich an ihn, als ob sie in ihm aufgehen wollte, und sagte:

„Mir ist schon jetzt viel leichter um's Herz, das macht Ihre Nähe, lieber Walter!"

Er legte seinen rechten Arm um ihren Rücken, drückte einen Kuß auf ihre reine Stirne und sagte: „Morgen gehen wir zusammen nach Wodenhausen, theure Lenore, da können wir uns einmal recht gründlich aussprechen und ich will in Ihrer Nähe bleiben, so lange ich kann!"

„Dann mag kommen, was da will!" rief sie mit einer Empfindung, die ihre sonst verschleierten dunklen Augen förmlich glühen machte. Sie stand auf, stellte sich vor Walter hin, legte beide Hände auf seine Schultern, gleichwie um den ebenfalls vom Sopha aufstehen Wollenden festzuhalten, sah ihm voll, mit dem Ausdruck innigster Dankbar-

keit, in's Auge, umschlang ihn dann, aber ohne ihn zu küssen, mit einer Gewalt, als ob sie ihn zerdrücken wollte und hüpfte darauf, ihn plötzlich loslassend, im Zimmer umher, wie ein übermüthiges Kind.

Es war ihm fast ängstlich zu Muthe bei dieser leidenschaftlichen Fröhlichkeit. Er erhob sich vom Sopha und griff nach den Büchern, die auf dem Tische lagen, um der Unterhaltung eine ruhigere Wendung zu geben. Das Neue Testament war noch aufgeschlagen und ein Blick hinein zeigte ihm, daß Lenore die Bergpredigt gelesen habe. Das zweite Buch, das er in die Hand nahm, war Thomas a Kempis, das dritte die Sonette von Vittoria Colonna.

„Woher haben Sie die Sonette, liebe Lenore?" fragte er.

„Ich habe sie mir aus der Karlsburg'schen Bibliothek mitgenommen, wo alle italienischen Dichter zu finden sind, und, wie Sie sehen, mit besonderer Sorgfalt eingebunden. Das komme daher, sagte mir Clärchen, weil ihr seliger Onkel ein großer Kenner und Liebhaber der italienischen Literatur gewesen sei. Die Sprache wird deshalb auch noch im Hause gepflegt. Ich habe mit Clärchen in den Sonetten gelesen und wir fanden

wunderschöne darunter. Die ganze Hoheit, die ihr im Leben zu eigen gewesen sein soll, spiegelt sich in ihren Gedichten wieder, die selbst im Ausdruck des höchsten Schmerzes beruhigend wirken, denn unwillkürlich drängt sich dabei der Gedanke hervor: wer den Verlust eines so großen Glücks beklagt wie Vittoria Colonna, hat es doch einst besessen und der Schmerz wird versöhnt durch die schöne Erinnerung. Wahrhaft unglücklich kann ich nur die Menschen nennen, welche niemals Glück gekannt haben. Aehnlich dachte auch ein deutscher Dichter, den ich voriges Jahr hier traf, und der mir in mein Album schrieb:

„Wer jung schon viel erfahren Gutes,
Trägt auch das Schlimme leichtern Muthes;
Er weiß, es giebt ein Glück auf Erden,
Und was einst war, kann wieder werden.
Erinnerung an Schönes nährt
Die Hoffnung, die den Blick verklärt."

„Es ist Wahres daran," sagte Walter, „aber eben so viel Wahres liegt in dem Ausspruche von Vittoria Colonna: „Wahrlich, keinen größeren Feind haben die Menschen, als zu viel Wohlfahrt."

„Nun, dieser Feind hat mich bis jetzt noch nicht beunruhigt und deshalb ist mir der Spruch un-

verständlich, der für glückgewöhnte Menschen immerhin seine tiefe Bedeutung haben mag. Im Glanz geboren und groß geworden, die schönste und geistvollste Frau ihrer Zeit, vermählt mit dem gefeiertsten Helden Italiens, den sie nicht blos liebte, zu dem sie auch bewundernd aufblickte, mochte sie wohl der Gedanke zuweilen beunruhigen, daß soviel irdisches Glück unmöglich ungestört bleiben könne; aber selbst in ihrem Unglück muß ich sie immer noch glücklich preisen, bei all' den Gaben, die ihr der Himmel verliehen. Ich kann mich an ihren Dichtungen erfreuen, aber in ihrem Lebensgange keinen Trost für mich finden."

„Es schmerzt mich immer, zu hören, liebe Lenore, daß Sie allen Trost von sich weisen, weil Sie das noch nicht gefunden, was Sie sich unter Glück vorstellen. Ich glaube nicht, daß ein Mensch aus der Welt scheidet, ohne sein Theil von Glück gefunden zu haben, nur daß es dem einen früher, dem andern später kommt. Einem trüben Morgen kann ein schöner Tag folgen und einem schönen Morgen ein trüber Tag."

Lenore schüttelte den Kopf und sagte: „Ich weise keinen Trost von mir, der mir zugänglich ist. Muß der Trost denn durchaus in Worten be-

stehen? Ihre bloße Nähe ist mir tröstlicher, als alle Worte."

„Seltsames Mädchen!" rief Walter.

„Sie sind mir doch nicht böse, lieber Freund, daß ich Ihnen ehrlich sage, wie's mir um's Herz ist?"

„Im Gegentheil, ich bin Ihnen dankbar für Ihre Aufrichtigkeit, liebe Lenore. Aber ich sehe da ein Buch aufgeschlagen, das ich mich freute hier zu finden und dessen Wunderkraft sich schon oft an mir bewährt hat."

„Sie meinen das Neue Testament?" unterbrach sie ihn.

„Ja. Haben Sie auch darin keinen Trost gefunden?"

„Nicht soviel, wie bei Ihnen," erwiederte sie treuherzig. „Es vertröstet mich auf den Himmel, und wer weiß, wie lange ich noch zu leben habe. Nicht der Tod ist mir schrecklich, sondern das Leben, dem Halt und Stütze fehlt. Ich bin oft tief ergriffen von der Wahrheit der göttlichen Worte, aber sie bieten mir nichts für meinen besonderen Fall. Auch ist mir Vieles dunkel darin, das Sie mir gewiß aufhellen können. Der Schlüssel, den mir Ihr Onkel gegeben, hat mir die Schatzkammer des Heils noch nicht erschlossen."

Es klopfte an die Thür und auf Lenorens „Herein!“ erschien Comteß Clärchen, um sie zu erinnern, daß es hohe Zeit sei, sich zum Diner anzukleiden. Lenore entließ Walter mit dankbarem Blick und herzlichem Händedruck.

Auf seinem Wege zum Fremdenhause sah Walter den Captain und Swinek Arm in Arm aus dem Park kommen. Baron Swinek hatte die günstige Zeit benutzt, um den ehrlichen Captain auf seine geheime Mission gehörig vorzubereiten, wobei er besonders im Auge hatte, ihm begreiflich zu machen, daß er unmöglich Zeuge der Zusammenkunft zwischen Mutter und Tochter sein könne. Dem Captain wollte dies erst nicht recht einleuchten, allein es gelang ihm nicht, die Gründe zu widerlegen, welche Swinek anführte. „Als Mann von Welt werden Sie begreifen,“ sagte er, „daß Mutter und Tochter nach jahrelanger Trennung sich Manches mitzutheilen haben, was für fremde Ohren nicht berechnet ist, und daß deshalb für die zunächst Betheiligten die Gegenwart eines Andern entschieden störend sein würde.“

„Aber erlauben Sie mir zu fragen, wie ich's denn unter solchen Umständen anfangen soll, Fräulein Lenore zu ihrer Mutter zu führen?“

„Das wird sich sehr leicht in's Werk setzen lassen, wenn Sie meinen Rath befolgen wollen. Ich denke mir nämlich die Sache so: Um zehn Uhr heut' Abend — das war ja wohl die festgesetzte Stunde? —

„Ja, zehn Uhr, so steht's im Briefe und so habe ich's mit Fräulein Lenore abgemacht."

„Also um zehn Uhr heut Abend wird die Gräfin Certaldo im rechten Pavillon auf der Terrasse ihr Kind erwarten. Sie führen nun auf dem nächsten Wege durch die Anlagen Fräulein Lenore zunächst nach dem linken Pavillon und lassen sie von dort die paar Schritte über die Terrasse allein gehen, natürlich bei offenstehender Thür, damit Sie Ihren Schützling im Auge behalten können. So ist beiden Theilen geholfen und ich bleibe ganz aus dem Spiele."

Nach einigem Nachdenken erklärte sich der Captain mit diesem Plane einverstanden, konnte aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ihn gefreut haben würde, die Gräfin Certaldo bei dieser Gelegenheit persönlich kennen zu lernen.

„Das läßt sich ja sehr leicht einrichten," erwiederte Baron Swinek, „Sie brauchen Fräulein Lenore Ihren Wunsch nur zu äußern und sie wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie zu

ihrer Mutter zu führen, wenn die ersten intimen Ergüsse des Wiedersehens vorüber sind.“

Nach dieser befriedigenden Verabredung trennten sich die Beiden, um Toilette zu machen, wobei der Captain diesmal mit ganz besonderer Sorgfalt verfuhr.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Leser, glaube nicht, daß mein Erzählen
Zu weit sei ausgedehnt. Es ist wahrhaftig wahr.
Barthold Heinrich Brockes.

Wo willst mich denn hinführen?
Ach Gott! was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?
Wunderhorn (Lenore).

Das Dîner war, trotz der neueingetroffenen Gäste, welche unsere Freunde vorfanden, nicht so belebt, wie das vom vergangenen Tage. Der Graf erschien weniger munter, als gewöhnlich, weil er versäumt hatte, sein Mittagsschläfchen zu halten und sich deshalb etwas abgespannt fühlte. Auch gab es zu Tischreden wenig Veranlassung, denn bei den Einladungen hatte man es nicht sowohl auf geistige Turniere, als auf's Tanzen abgesehen, wozu die schmucken jungen Husarenofficiere, welche aus der nahen Gar=

nison herübergekommen waren, besonders geeignet erschienen. Walter war ein wenig zerstreut, die Unterhaltung mit Lenore hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und allerlei Erinnerungen an ihre ihm wohlbekannte Mutter wachgerufen, Erinnerungen, die er sich nicht gleich wieder aus dem Kopfe schlagen konnte. Der Captain sprach kein Wort, sondern war nur immer besorgt, keinen Fleck auf seine blendendweiße Weste und seinen blauen Frack mit blanken Knöpfen kommen zu lassen. Er warf zuweilen Blicke nach Lenoren hinüber, die aber nicht erwiedert wurden, denn sie saß so in sich versunken, als ob alles Geräusch und Gerede um sie her sie nichts anginge; sie schlug die Augen kaum auf, da Walter diesmal nicht in ihrer Nähe war. Die Uebrigen unterhielten sich mit ihren Damen so gut sie konnten, aber nicht laut; nur Baron Swinek und Frau Lore machten hin und wieder einen Versuch die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Unter den älteren Gästen that sich nur Einer durch scharf markirte Eigenthümlichkeiten seiner Erscheinung hervor. Es war das der Baron von Wachtel, ein dem Karlsburg'schen Hause altbefreundeter Gutsnachbar, ein wohlconservirter

Sechziger, der seine feingegliederte Gestalt immer mit großer Sorgfalt kleidete und sich besonders auf den Schnitt seiner Beinkleider und die Kleinheit seiner feinbestiefelten Füße etwas zu Gute that. An seinem Frackschoß trug er die Kammerherrnknöpfe, ging aber fast nie an den Hof, da er Sommer und Winter mit seinen einträglichen landwirthschaftlichen Beschäftigungen vollauf zu thun hatte. Nachdem er mit einer Frau von wenigstens dreimal so starkem Leibesumfange als der seine war, dreißig Jahr in glücklicher Ehe gehaust, bis sie ihm durch den Tod entrissen wurde, entschloß er sich, an zärtliche Pflege gewöhnt, das Glück der Ehe zum zweiten Mal zu versuchen und erhielt auch keinen Korb, als er um die Hand eines blühendschönen Fräuleins von achtzehn Jahren anhielt. Die Hochzeit folgte der Verlobung auf dem Fuße und, während die erste Ehe kinderlos geblieben war, wurde die zweite gleich im ersten Jahre durch einen kerngesunden, hoffnungsvollen Stammhalter gesegnet, so daß der alte, menschenfreundliche Herr nun doch wußte, wofür er in einem langen, thätigen Leben seine Schätze gesammelt hatte. Natürlich war er nicht wenig stolz auf seinen Sprößling, „denn vergessen Sie nicht," pflegte er zu sagen,

wenn er auf seinen schon im Alter von drei Monaten sich durch alle möglichen merkwürdigen Eigenschaften hervorthuendenden Leibeserben zu sprechen kam, „vergessen Sie nicht, verehrtester Freund, daß ich dreiundsechzig Jahr alt bin! Aber," fügte er dann bedeutsam hinzu, wobei er regelmäßig eine Prise nahm, um die ein wenig triefenden Augen etwas zu klären, „aber in meinen Adern fließt altarabisches Blut, und so erklärt sich die Sache, denn im Orient fangen die Männer mit sechzig Jahren erst recht an zu heirathen. Sie müssen nämlich wissen, daß der Ahnherr meines Hauses mit Kaiser Friedrich II. nach Paläſtina zog, in der Schlacht am Berge Tabor verwundet und gefangen genommen, aber durch eine junge Araberin — sie soll von fürstlichem Stamme gewesen sein — gepflegt und gerettet wurde, die er dann nach Deutschland entführte und sich mit ihr vermählte, nachdem sie den christlichen Glauben angenommen hatte."

Die Geschichten, welche der Baron von Wachtel erzählte, erregten leicht die Verwunderung derjenigen seiner Zuhörer, die ihn nicht näher kannten, da seine Phantasie oft mit ihm durchging, allein in durchaus harmloser Weise, da er nur von sich und niemals zum Nachtheil Anderer sprach, es

sei denn, daß von Schafzüchterei die Rede war, worin er's zu seltener Meisterschaft gebracht hatte und keinen Nebenbuhler als ebenbürtig gelten ließ. Er nahm es deshalb auch immer mit gebührendem Ernst auf, wenn ihn Graf Karlsburg fremden Gästen als „seinen lieben Freund und den besten Schafzüchter im Lande" vorstellte, der ein so feines Ohr habe, daß er die Wolle rauschen hören könne.

Wir werden im Laufe unserer Erzählung dem Baron Wachtel, der trotz seiner sechziger Jahre noch mit jugendlicher Elasticität einherschritt, öfter begegnen und uns erfreuen an den wundersamen Geschichten dieses phantasiereichen Erzählers, der, mit oberflächlich weltmännischem Auge betrachtet, wegen seiner etwas gezierten Manieren auf den ersten Blick einen an's Komische streifenden Eindruck machte, dabei aber ein vortrefflicher Mensch und ausgezeichneter Landwirth war und deshalb weitum in hoher Achtung stand. Bei dem Dîner, mit welchem wir dieses Kapitel eröffnet haben, nahm er sich in Gegenwart seiner jungen Frau sehr zusammen; erst nachdem die Damen sich zurückgezogen hatten, um den Herren freien Spielraum zu einer Cigarre zu lassen, wurde er gesprächiger, und als er gar erfuhr,

daß Walter lange in Paris gelebt und seinen Bruder, der dort Vertreter einiger kleiner Fürstenthümer war, öfter in den Salons Guizot's und Cormenin's gesehen habe, begann er mit Walter und dem Philosophen sofort eine vertrauliche Unterhaltung, um ihnen zu veranschaulichen, daß sein Bruder, wenn er auch nicht gerade Gesandter einer großen Macht sei, doch in Wirklichkeit alle Fäden der Weltgeschicke in seiner Hand habe, da weder Louis Philipp, noch die Königin von England, noch auch die Kaiser von Rußland und Oestreich irgend etwas Wichtiges zu unternehmen wagten, ohne ihn in's Geheimniß zu ziehen und seinen Rath einzuholen. „Sehen Sie," sagte er, „deshalb brauch' ich auch gar keine Zeitungen zu lesen, da mein Bruder, welcher seine Urlaubszeit regelmäßig bei mir zubringt, mich immer auf dem Laufenden erhält, so daß ich oft lange vorher weiß, was geschehen wird. Doch ich hüte mich wohl, davon zu reden, einmal aus Discretion, und dann weil mein Freund Karlsburg, mit dem ich am meisten verkehre, immer Alles besser wissen will. Unter uns gesagt: er ist ein prächtiger Mensch, ein wahres Juwel, aber von Politik versteht er gar nichts. Das kommt daher, weil er ganz in seinen alten Erinnerungen lebt und

mit der Zeit nicht fortgeschritten ist. Ich bin nur ein einfacher Schafzüchter, aber ich verstehe meine Zeit besser als er, weil er die Dinge nicht ernst genug nimmt.“

„Lieber Wachtel,“ rief der Graf vom andern Ende des Tisches, „warum stellst Du Dein Licht unter den Scheffel und redest so leise, statt uns theilnehmen zu lassen an Deiner Weisheit?“

„Lieber Karlsburg,“ erwiederte der Baron, „ich bin kein Redner wie Du und suche für mein schüchternes Wort immer einen stillen Winkel.“

„Du alter Araber, spiele nicht so den Heuchler! Wenn Du 'mal in Zug kommst, geht Deine Zunge mit Dir durch wie Dein Schimmelhengst. Lassen Sie sich einmal die merkwürdige Geschichte von diesem Schimmelhengst erzählen,“ sagte der Graf, aufstehend und sich zu Walter und Lebrecht wendend, während er dem Baron eine Prise Bahia aus seiner goldenen Dose reichte, auf welcher das Bild seiner verstorbenen Gemahlin zu sehen war, wogegen der Baron ihm die seinige präsentirte, die ebenfalls das Bild seiner verstorbenen Gemahlin auf dem Deckel trug.

„Was ist denn das für eine Geschichte?“ fragte der Philosoph, als der Graf sich unter der Entschuldigung, ein paar Minuten die Augen

schließen zu müssen, um nachher wieder munter sein zu können, aus dem Speisesaale entfernt hatte.

„O, die Geschichte ist gar nicht der Rede werth," erwiederte der Baron, mit schlanken Fingern an den Spitzen seiner Vatermörder zupfend und dann wieder, wie aus Verlegenheit, eine Prise nehmend. „Sehen Sie, wie mein Freund Karlsburg in dem Wahne lebt, daß Niemand tapfer sein könne, der nicht Militär gewesen, so glaubt er auch, daß Niemand reiten könne, der nicht bei der Cavallerie gedient habe. Nun kann ich Ihnen im Vertrauen sagen: ich habe während meiner Universitätszeit, wo es noch viel Raufereien gab, mehr Menschen kalt gemacht, als Karlsburg auf allen seinen Feldzügen, denn ich führte eine scharfe Klinge, und ich bin auch ein besserer Reiter als Karlsburg, obgleich ich nie in der Cavallerie gedient habe. Vor einigen Jahren — meine selige Frau lebte damals noch — hatte ich in meinem Stalle einen arabischen Apfelschimmel, um den alle Welt mich beneidete und den Niemand, außer mir, zu bändigen im Stande war. Karlsburg, dem es schwer wird sich von seinem Chausseebau zu trennen, hatte viel von meinem Apfelschimmel gehört, ihn aber noch nicht gesehen, wonach ihn

sehr verlangte. Ich komme also eines Morgens auf dem Hengst von Wachtelhausen herübergeritten, und zwar in einiger Zerstreutheit, denn es war kurz vor der landwirthschaftlichen Ausstellung in Berlin, wo ich mit meiner Wolle den Preis gewann; trotzdem ging in der ersten halben Stunde Alles vortrefflich; plötzlich aber fährt der Teufel in das Thier, es geht mit mir durch und rast auf eine tiefe Schlucht zu, die wenigstens ihre zwanzig Fuß breit war. Ich sehe mich schaudernd schon mit meinem prächtigen Apfelschimmel unten liegen, aber er setzt hinüber mit einem so gewaltigen Sprunge, daß ich meinen Sitz verliere und wenigstens zehn Fuß hoch in die Luft fliege..."

Hier unterbrach sich der Erzähler einen Augenblick, um eine frische Prise zu nehmen und an den Vatermördern zu zupfen.

„Hat Ihnen der Sturz keinen Schaden gethan?" fragte der Philosoph.

„Ich bin nicht gestürzt, lieber Doktor, das ist's ja eben: Wachtel verliert die Zügel nie! Als wir drüben waren, saß ich wieder so fest im Sattel wie vorher."

„Das ist allerdings wunderbar!" sagte der Philosoph.

„Glauben Sie mir, lieber Doktor, ich könnte Ihnen noch ganz andere Geschichten erzählen. Doch es ist Zeit, daß wir aufbrechen, um die Damen nicht zu lange warten zu lassen."

* * *

Im Treibhaussalon hatte das Tanzen schon begonnen, als unsere Freunde dort anlangten. Urdietrich wollte der Gesellschaft eine Ueberraschung bereiten und tanzte mit der aus Bayern gebürtigen jungen Frau eines Karlsburg'schen Pächters einen Hochlandsländler, wobei er das Stampfen, Klatschen und Springen der rüstigen Gebirgssöhne mit einer Virtuosität nachahmte, die scharfe Beobachtung und lange Uebung voraussetzte. Die Umstehenden konnten sich nicht satt daran sehen, wie er seine Tänzerin springend und stampfend umkreiste, sie unter den Arm durchschlüpfen ließ, sie dann wiederfing, in die Höhe hob und mit ihr umsprang, als ob sie so leicht wäre, wie ein Federball. Das behende Paar tanzte wohl eine Stunde lang ganz allein, dann aber machte es den Uebrigen Platz und während die Pächterin auf den Wunsch der Gesellschaft in ihrem Kostüm

blieb, das ihr allerliebst stand, schlüpfte Urdietrich durch das Gewächshaus in sein Zimmer, um seinen schwarzen Schnürrock wieder anzuziehen und die dicken Nägelschuhe durch Stiefeln zu ersetzen. Er zündete kein Licht an, da der Mond hell durch's offene Fenster schien. Auf einmal war es ihm, während aus dem Saale herauf eine Masurka ertönte und die Sporen der tanzenden Husarenofficiere klirrten, als ob er unter seinem Fenster die fette Stimme Swinek's flüstern hörte. Ohne hinauszusehen konnte er, sich an die Wand drückend, jedes Wort vernehmen. Jetzt hörte er eine weibliche Stimme — er glaubte Marie daran zu erkennen — sagen:

„Ich bitte Sie, Herr Baron, lassen Sie mich lieber hier; ich kann mich nicht trennen von meiner Herrschaft, ich will auch gewiß nichts verrathen!"

„Wenn Alles gut abläuft, wie ich hoffe, kannst Du hier bleiben, im andern Falle mußt Du mit, es hängt zuviel davon ab. Und vergiß nicht, für Deine Zukunft ist auf alle Fälle gesorgt. Ich habe das Gepäck schon heimlich fortschaffen lassen, mein Wagen wird von zehn Uhr an vor dem Hofthore warten, hinter den Bäumen rechts vom Fremdenhause, so daß wir unbemerkt verschwinden können,

wenn's nöthig ist. Ich muß jetzt einen Augenblick in den Saal gehen, um nicht vermißt zu werden, später erwarte mich auf Deinem Zimmer, wir müssen noch weiter sprechen."

Urdietrich glaubte genug gehört zu haben. „Also auf die hübsche Marie ist's abgesehen!" murmelte er vor sich hin. „Aber was will er mit dem Mädchen anfangen? Von bloßer Liebelei kann wohl nicht die Rede sein, denn dazu ließen sich auch hier Mittel und Wege finden. Es muß mehr dahinter stecken! Aber ich will ihm die Wege kreuzen und er soll an Urdietrich denken."

Er ging in den Saal zurück, um mit dem Grafen über die Sache zu reden, allein dieser saß gerade in lebhaftem Gespräch mit einer sehr anmuthig ihren Fächer schwingenden Dame, welche ihn nicht so leicht losließ, wenn sie ihn einmal festhatte. Sie war eine stattliche, noch ziemlich junge Wittwe, von der es hieß, daß sie ernste Absichten auf ihn habe und ihn auch keineswegs unempfänglich für ihre Reize finde. Dicht neben ihm saß Baron Swinek, der sich angelegentlich mit Frau von Wachtel unterhielt. Zudem hatte eben ein Walzer begonnen, dessen Ende Urdietrich jedenfalls erst hätte abwarten müssen, um zum Grafen gelangen zu können. Er hielt es also

für besser, sich zu gedulden, bis Swinek den Saal verlassen werde, und setzte sich zu dem Zwecke vor die Thür auf die Terrasse, wo er alle Aus- und Eingehenden bequem übersehen konnte.

Es war schon halb zehn Uhr vorüber, als Swinek den Tanzsaal verließ und zwar zugleich mit Graf Karlsburg, der die junge Wittwe führte, welche es über ihn vermocht hatte, mit ihr einen kleinen Spaziergang bei Mondschein zu machen, so daß Urdietrich seiner wieder nicht habhaft werden konnte. Er beschloß nun, seine Maßregeln für sich allein zu treffen. Der Graf hält mich für einen unpraktischen Menschen, dachte er, ich will ihm einmal zeigen, daß ich auch praktisch sein kann!

Er bemerkte bald, daß Swinek das lustwandelnde Paar verließ und den Weg zum Herrenhause einschlug. Mariens Wohnung befand sich in einem hinteren Anbau, der ganz unter Bäumen und Gebüsch versteckt lag. Dorthin richtete Urdietrich seine Schritte und kletterte in einen Baum, aus dessen Höhe er deutlich sehen konnte, was in dem kleinen Zimmer der niedlichen Zofe vorging. Swinek war schon darin, und Urdietrich konnte sich bald überzeugen, daß zwischen den Beiden Liebeshändel, wenn überhaupt davon die Rede

sein mochte, nur eine untergeordnete Rolle spielten. Er kletterte wieder von seinem Baum herunter und ging durch das Herrenhaus nach dem Hinterbau, zu welchem kein anderer Eingang war, schlich leise über den niederen Korridor bis zu Mariens Zimmer, in dessen Thür der Schlüssel von Außen steckte, drehete diesen zweimal um und verwahrte ihn sicher in der Tasche. Gleich darauf hörte er, wie von Innen Jemand versuchte, die Thür zu öffnen, was natürlich nicht ging, er vernahm auch Schluchzen und Flüstern, kehrte sich aber nicht daran, sondern eilte spornstreichs nach dem Treibhause, um den Grafen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Dieser war jedoch nicht zu finden, er lustwandelte immer noch im Park mit der schönen Wittwe. Dr. Melchior Lebrecht tanzte wie ein Jüngling, während Heinrich Walter, einsam in einer Ecke sitzend, mit zerstreuten Blicken den vorbeiwirbelnden Paaren nachschaute. An ihn wandte sich Urdietrich mit den dringenden Worten: „Helfen Sie mir den Grafen suchen, ich muß ihn eilig sprechen! Wo ist denn Lenore?" fragte er, besorgt im Saale umspähend und sie nirgends entdeckend.

„Das arme Kind war sehr leidend heute Abend, ihr Anblick erschien mir förmlich besorg-

nißerregend. Vor einer Viertelstunde sah ich sie am Arme des Captain den Saal verlassen, sie sagte mir im Vorübergehen, daß sie das Bedürfniß fühle, sich ein wenig aus der Gesellschaft zurückzuziehen."

„Um's Himmels willen, kommen Sie gleich mit mir," rief Urdietrich, „ich muß dringend Ihre Hülfe in Anspruch nehmen; wenn es nur nicht schon zu spät ist!"

Die Beiden verließen den Saal, um den Grafen aufzusuchen, und Urdietrich theilte im Fluge Waltern alles Nöthige mit, was diesen in große Aufregung versetzte. Alle Rücksichten bei Seite setzend, flog er zunächst nach Lenorens Zimmer, um mit Sicherheit vorgehen zu können. Das Zimmer stand offen, aber sie war nicht darin.

„Sie wird mit dem Captain im Park sein, um frische Luft zu schöpfen," sagte er, wie um sich Trost einzureden, und er eilte ungesäumt in den Park zurück. Der Graf war bald gefunden, aber Lenore war nicht zu finden, und der Captain auch nicht.

„Wo mögen die Beiden nur stecken!" rief Walter in höchster Unruhe.

„Sicher wieder auf der Insel, wo ich sie heute

Mittag schon in seltsamer Begegnung entdeckt habe," erwiederte der Graf, ebenfalls in ungewöhnlicher Aufregung, und setzte nun die Freunde von dem, was er durch das Fernrohr gesehen, in Kenntniß.

Während sie nun der Insel zueilten, bemerkte Walter: „Was Sie uns eben erzählt haben, Herr Graf, klingt allerdings seltsam, allein ich kann mir doch nichts Böses dabei denken, denn ich halte den Captain für einen durchaus ehrenwerthen Mann."

„Ich auch," stimmte Urdietrich ein.

„Ich auch," wiederholte der Graf, „aber es kommen wunderliche Dinge im Leben vor; dies ist jedenfalls eine höchst verwickelte Geschichte, und ich muß mich anklagen, daß ich meinem ersten Antriebe, ihr gleich auf den Grund zu kommen, nicht gefolgt bin, Swinek hielt mich davon ab."

„Swinek ist ein Schurke!" rief Urdietrich, und wenn der Captain wirklich in die Geschichte verwickelt ist, so kann er dabei nur ein unwissendes Werkzeug in Swinek's Händen sein."

* * *

Während die Drei das verschwundene Paar vergebens im Park und auf der Insel suchten,

hatte sich mit dem Captain und Lenore Folgendes begeben. Sie war, wie von böser Ahnung erfaßt, so angegriffen vor Aufregung, daß die Kniee unter ihr knickten, als sie sich am Arme ihres, festen Schrittes neben ihr wandelnden Begleiters auf den Weg durch die Anlagen nach der Anhöhe machte. Auf der Terrasse angelangt, führte sie der Captain in den offenstehenden linken Pavillon und sagte: „Es wird gut sein, mein liebes Fräulein, daß Sie erst einen Augenblick ausruhen."

Sie setzte sich auf den kleinen Divan, der in der Mitte der hintern Längenwand stand, und er fuhr fort: „Ich möchte Sie bitten, wenn die vertraulichen Mittheilungen zwischen Ihnen und Ihrer Frau Mutter vorüber sind, mir die Ehre zu erweisen, mich der Frau Gräfin Certaldo vorzustellen."

„Das versteht sich von selbst," erwiederte Lenore, „meine Mutter würde sich's ohnehin nicht nehmen lassen, Ihnen persönlich ihren Dank für Ihre gütige Begleitung abzustatten. Aber ich glaube, es ist besser, ich gehe gleich."

„Ich glaube auch," sagte der Captain, „es sind ja nur die paar Schritte über die Terrasse zu thun."

Er sah ihr nach, bis sie den rechten Pavillon

erreicht hatte, dann hörte er plötzlich einen lauten Schrei und taumelte wie besinnungslos zurück, denn in demselben Augenblick, in welchem Lenore die Thüre des rechten Pavillons öffnete, wurde dem Captain die Thüre des linken Pavillons dicht vor der Nase zugeschlagen und abgeschlossen. Kaum war er aus der jähen Betäubung wieder zu sich gekommen, als er wenige Schritte vom Pavillon einen Wagen vorüberrasseln und Lenorens Stimme hörte, die ihn in herzzerreißenden Rufen um Hülfe anflehte. Der Gedanke, sich ihr zum Beschützer angeboten zu haben, ihr so nahe zu sein und doch nicht helfen zu können, war dem ehrenfesten Manne schrecklich: er bot seine ganze Kraft auf, um die Thür zu sprengen, aber alle Anstrengungen waren vergebens.

„Der Schurke hat mich überlistet," rief er, zitternd vor Wuth, „aber Wehe ihm, wenn ich ihm wieder auf meinem Wege begegne!"

Und er ging in dem Pavillon auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig, ohne zu ahnen, daß sein Feind auf ähnliche Weise eingesperrt worden sei, wie er selbst.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Reich, Dr. Eduard, Studien über die Frauen. gr. 8. eleg. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Lubbock, Sir John, Die vorgeschichtliche Zeit. Erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Aus dem Englischen von A. Passow. Mit Einleitung von Prof. Dr. Virchow. 2 Bde. Lex.-8. Mit 228 Illustrat. in Holzschnitt und 4 lithogr. Tafeln. broch. $5^2/_3$ Thlr. = 17 M.

Lubbock, Sir John, Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Aus dem Englischen von A. Passow. Mit Einleitung von Prof. Dr. Rud. Virchow. Lex.-8. Mit 20 Illustrat. in Holzschnitt und 6 Tafeln. broch. Preis circa 4 Thlr. = 12 M. (Unter der Presse.)

Lenormant, François, Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien. Autorisirte und vom Verfasser revidirte Ausgabe. Erster Band: Vorgeschichtliche Archäologie: Egypten. Zweiter Band: Chaldäa und Assyrien. Phönizien. gr. 8. eleg. broch. circa 4 Thlr. = 12 M. (Unter der Presse.)

Massari, Giuseppe, Das Leben und Wirken des Grafen Cavour. Aus dem Italienischen mit historischen Anmerkungen und einem alphabetischen Sachregister. Nebst einem Anhang: **Das Ende Graf Cavour's von Gräfin Alfieri.** Vollständige deutsche Ausgabe von Ed. Rüffer. Lex.-8. eleg. broch. $2^2/_3$ Thlr. = 8 M.

Appun, Carl Ferdinand, Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch-Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. 2 Bde. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Illustrationen in Holzschnitt und 2 Tafeln indianischer Bilderschriften. Lex.-8. Eleganteste Ausstattung broch. à Bd. 5 Thlr. = 15 M., eleg. geb. à Bd. $5^3/_4$ Thlr. = 17 M. 25 Pf.

Musters, George Chaworth, Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhães-Straße bis zum Rio Negro. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. gr. 8. Mit 9 Illustrat. und 2 Karten. eleg. broch. $3^3/_4$ Thlr. = 11 M. 25 Pf., eleg. geb. $4^5/_{12}$ Thlr. = 13 M. 25 Pf.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Bauer

Schwaighofer

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bodenstedt, Friedrich,

Erzählungen und Romane

Bd.: 5

Jena [1875]

P.o.germ. 144 hp-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319477-1